

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfracht fl. 1.60).

Berlin und Wien, 15. April 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfracht fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus den Papieren einer Einsamen.

Erzählung von Luise Westkirch.

Mentone, den 12. October 1896.

Die Saison hat noch nicht begonnen. Gasthöfe, Villen träumen mit geschlossenen Fenstern. Es ist still hier; das ist gut. Ich liege halbe Tage lang in den Felsen, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Ueber mir rauschen die Wipfel hoher Pinien; neben mir sproßt eine kleine Welt von wunderlichen Gebilden, Gräsern, Blumen. Sie sind mir wieder so nahe wie damals, als ich ein Kind war und noch nicht über die höchsten Halme wegsehen konnte. Wie damals wundere ich mich, wie verschieden sie von einander sind. Sie sehen mich an und wundern sich auch. Alles hier wundert sich über mich. Neulich blieb eine blaushillernde Libelle stockstill in der Luft schweben, um mich mit ihren dicken Facetten-Augen anzuglöhen; dann surrte sie entrüstet weiter. Sie hatte es eilig! — Aber ich bin gewiß, sie war heute erst aus ihrer Verpuppung unten am Bach ausgekrochen. Wenn sie so lange gelebt hätte wie ich, sie würde sich auch Zeit lassen.

Alles um mich hastet und rennt, die kleine Ameise, die mit einer schweren Last zum Bau leucht, die Knospen, die sich strecken, um Blüthen zu werden, die Blüthen, die nicht rasch genug verwelken können, um für die Frucht Platz zu schaffen. Da bauen nun schon eine Stunde lang zwei Spazier an ihrem Nest. Wie sie Moos und Stroh aussuchen, verwerfen, und mit dem richtigen davonfliegen! Und wie ernsthaft die kleinen Kerle dabei thun! Wie wichtig! Aber vielleicht ist's wichtig, daß demnächst ein paar nichtsnutzige Spazierschlingel mehr in der Welt herumfliegen. Vielleicht ist's auch wichtig, daß das Menschenvolk um einige mittelmäßige Exemplare vermehrt wird. Millionen werden täglich geboren in der Hoffnung, daß einmal unter Millionen der Eine sich finde, der das Glück am Flügel fasse, von dem unter den Menschen die Sage geht, daß es irgendwo wohne, und dessen Trugbild sie alle nach sich reißen, vorwärts! Dahin, wohin ich weiß nicht, welche dunkel waltende Macht sie haben möchte, — aber sicher nicht zum Glück.

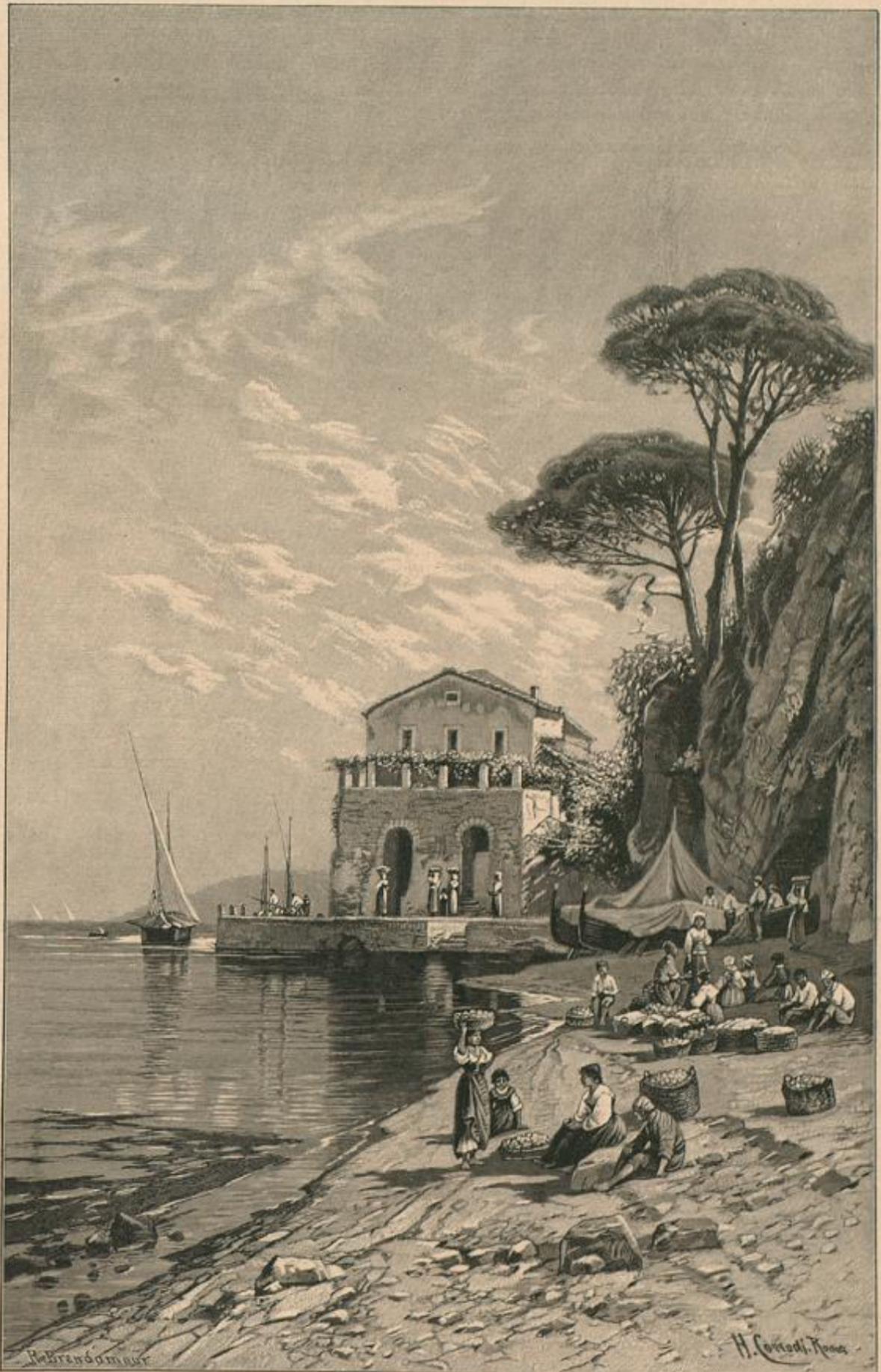
Wie sich alles eilt, die weißen Wölkchen, die durch den Himmel ziehen, die alte Sonne, die ganz roth vom Laufen dort hinter den Bergrücken hinabstet. Ja, auf die Sonne warten auf der anderen Erdseite Tausende. Auf mich wartet niemand. Ich bleibe liegen. Ich kann mir's leisten. Ich bin reich jetzt und müde, — o, so müde! —

Von der Felswand drüben trägt der Abendwind den Duft von Heckenrosen herüber. Er erinnert mich an etwas. Ich glaube, an die Jugend, die Jugend! nicht meine. Ich habe keine gehabt, ich kenne keine Jugend. Viele Dinge kenne ich in der Welt: die dunkle Sorge, den herz-zerschneidenden Schmerz, und Arbeit, Arbeit, bis die Augen zusinken und die Hände schlaff herabfallen. Die Jugend, und was dazu gehört, kenne ich nicht.

Als meine Jahre jugendlich waren, lag mir die Mutter krank, ich hatte einen Bruder, den ich auf seine Füße stellen sollte. Die Wahrheit zu sagen, er hat immer nur sehr unsicher darauf gestanden, der gute Will. Er war gar nicht dazu gemacht, schmutzige Pfennige zaghaft hin und her zu wenden, abgeschabte Röcke zu tragen und die Sommertage in einer schwülen Schreibstube zu verträuern. In seinem Wiegenlied war von solch garstigen Dingen auch nicht die Rede gewesen. Unsere Familie gehörte zu den Reichen bis zum Urgroß-

vater hinauf. Durch einen kleinen, unglücklichen Zufall verarmten wir. Er aber konnte das nie begreifen. Er liebte fort und fort alles Schöne, Glänzende, gute Weine, lachende Gesichter, lustige Gesellschaft, alles, was Geld kostet. Unsere Bekannten nannten ihn

einen Taugenichts und glaubten noch, mir etwas Angenehmes damit zu sagen; denn freilich gab der arme Junge, weil er kein anderes hatte, das Geld aus, das ich mühsam zusammenraffte mit Stundengeben, Malen und Dichten. Ja, all das habe ich getrieben, Gott verzeih'



Am Hafen von Sorrent. Nach dem Gemälde von H. Corradi. — Siehe Seite 64.

Verlag der Verrentigung der Kunstfreunde in Berlin.

mir's! Aber nun treibe ich nichts mehr, nun bin ich reich.

Ich habe von den Heckenrosen eine abgebrochen und mit heimgenommen, damit ich etwas zu betrachten habe, wenn ich abends in meinem Stübchen sitze. Das Haus liegt „wo die letzten Hütten stehen“. Ich sehe das Meer und die Berge; Menschen wenig, Landsleute gar nicht. Darum habe ich hier gemietet.

Die kleine Rose hat eine seltsame Physiognomie. Sie erinnert mich an Eine, die auch jung war, jung, hübsch, voller Stacheln. Ich habe mich blutig daran gerissen. Immer erinnert mich diese Blume an Jugend, an meine gemordete Jugend. Und es ist etwas Gefährliches um gemordete Jugend. Sie ruht nicht friedlich im Grab, wie die ehrlich ausgelebte. Sie spukt, sie geht um, du wirst sie nicht los. Ihr Gespenst hängt dir an, begleitet dich. Sie will ihr Recht. Das Gespenst der meinen hatte solch rothe Backen, solch einen Trugschein von Leben, daß ich es für Wirklichkeit nahm. Das Gespenst der Jugend für die wirkliche. Es war toll, ja!

Ich möchte die Geschichte erzählen zu meiner Unterhaltung. Denn ich langweile mich. Nicht am Tag! Da hab' ich tausend Dinge zu thun. Da muß ich Vogelnester suchen und die Eidechsen belauern und den Don Juans von Schmetterlingen nachgehen. Aber am Abend, wenn der Mond nicht scheint und der Sturm nicht faust, da ist's öd, da ist's einsam und traurig in meiner charakterlosen Miethwohnung. Als ich kam, war es nicht so. Da hatte ich zu denken, immer, immer. Aber nun möchte ich die tolle Geschichte von meiner spulenden Jugend hinschreiben, — eine Geschichte von Tausenden, eine Geschichte, dumm, zum Lachen. Ich habe auch darüber gelacht, bis die Thränen hervorbrachen und nicht mehr versiegen wollten.

Wo soll ich anfangen? Nicht bei der dunkeln, der häßlichen Zeit, da ich ein Recht hatte, jung zu sein und es nicht war. Von jener Zeit her lieb' ich die Kinder nicht, denn sie sind grausam gegen alles Wehrlose, wie die Natur selbst, und ich war wehrlos. Wie haben sie mich gequält! — Ich liebte auch die Blumen nicht, den Sonnenschein nicht, nichts als die häßlichen blauen Scheine, die kalten Goldstücke und was dazu dient, sie zu erwerben; denn Will brauchte Geld. Aber dann ging er dahin, wo Münzen nichts mehr gelten. Sein liebes, tropiges Gesicht lächelte im Tod. Von da ab langten meine Einnahmen immer. Und weil sie langten, erinnerte sich eine gute Tante, die niemand für reich gehalten hatte, meiner und hinterließ mir ein Vermögen.

Auch meine Mutter starb. Aber mein Mammon konnte ihr doch die letzten Tage leicht machen. Das arme Mütterchen war so ans Klagen gewöhnt, daß ihm etwas fehlte, als die Ursache dazu wegfiel.

Auch das ging vorüber.

Von jener Zeit will ich schreiben, meiner Rosenzeit, da meine todte Jugend aus dem Grab stieg. Die Leute sagten, ich hätte mich gut conservirt. Wahr ist's: von allem Besten, was der Mensch ins Leben mitbekommt, hatte ich nichts verbraucht. Das wachte jetzt erst in mir auf. Jeden Tag strich ich ein Jahr von meiner Alterslast, mein Herz ward sechszehnjährig. Damals liebte ich die Menschen, die Blumen, den Sonnenschein, das Glück. Gott, wie schön war die Welt!

Da sah ich ihn. In einer besfreundeten Familie geschah's, die sich für mein Talent interessirte, denn ich schrieb damals mittelmäßige Romane mit solchem Eifer, als wär' Mangel an diesem Artikel. Und ich glaubte an mein Können.

Seit Wochen war mir ganz weihnachtlich erwartungsvoll zu Ruthe gewesen. All' meine kleinen Unternehmungen schlugen ein. Dabei wußt' ich, das ist nur das Vorspiel. Das Große, das Glück wirft seinen Schatten voraus. Und jedes traurige Gesicht war mir wie ein Vorwurf. Ich setzte alles dran, es froh zu machen. Damals nannten die Leute mich witzig, liebenswürdig, originell. Ich selbst gefiel mir. An jenem Abend trug ich ein gelbes Seidenkleid, Hals und Arme frei, viel Spitzengeriefel und zwei brennend-rothe Granatblüthen an der Brust. — Die Granatblüthen hab' ich dann verbrannt, die Spitzen, die Seide, in einer wilden Stunde. Wie man thöricht ist! — Ich ging, als hätte ich Gummibälle unter den Füßen. Beständig summten mir ein paar Heine'sche Verse im Kopf: „Herz, mein Herz, was Dir gefällt, alles, alles, darfst Du lieben.“ Ich brannte drauf, zu lieben, alles und Einen. Da stand er vor mir.

Ich weiß nicht, wie sein Gesicht anderen Menschen erschien, ich überlegte nicht, ob es schön sei, nicht damals noch später. Für mich war es das einzige. Doch kann ich nicht sagen, was mich daran anzog. Er war blond und schlank. Etwas Fartes, Behutsames lag in seiner Erscheinung. Vielleicht war das der Zauber. Ich hatte so viel von der Brutalität der Menschen gelitten, die

unter dem stolzen Namen Charakter prägt, daß alles Rücksichtsvolle mich hinriß.

Wir kamen ins Gespräch. Er war Schriftsteller wie ich. Er sagte mir keines der wohlfeilen Complimente, die mir mein Lebtag gewesen sind wie der Syrup, den ich als Kind gegen Halschmerzen eingelöffelt bekam. Aber es fand sich, daß unser Geschmack, unsere Anschauungen fast die gleichen waren. Wo sie von einander abwichen, erschien die Ansicht des anderen dem Gegner interessant und reizvoll. Die Zeit verstrich, wir merkten es nicht; wir saßen und plauderten, allein im menschengelassenen Saal. Eine Bewegung um uns her erst schreckte uns auf, der allgemeine Aufbruch. Wir sahen uns an mit rothen Gesichtern, wir sahen auf unsere Uhren. Die Leute um uns her lachten. „Sie haben sich gut unterhalten, wie?“

Wir lachten mit, herzlich, unbefangen. Wir schämten uns nicht ein bißchen: „Ja wohl, ausgezeichnet!“

„Auf Wiedersehen!“ sagten wir, als wir uns unter der Thür die Hände schüttelten.

Wir sahen uns nun fast täglich, bei unseren Freunden, in meinem eigenen Hause. Von Welt- und Kunstanschauungen glitt unser Gespräch sacht auf die allerpersönlichsten Dinge hinüber. Es kam die Zeit, da die Augen mehr und anderes redeten als die Lippen, die Zeit, da ich vor dem Spiegel dreimal das Kleid wählte und verwarf, daß ich tragen würde in meinem eigenen Haus, für ihn allein.

Und dann kam ein Abend. — Wir waren im Theater; wir gingen oft hin. Es gehörte zu unserem beiderseitigen Metier. Wir hatten unsere Plätze ziemlich fern von einander, aber unsere Blicke fanden sich. An dem Abend gab man ein Schauspiel. Bei der Liebeserklärung des Helden sahen wir uns an. Es konnte ein Zufall sein, aber ich hatte das bestimmte Gefühl, daß es keiner war, und ich wurde so brennend roth, daß ich schnell das Opernglas vor mein Gesicht hielt, aus Furcht, daß meinen Nachbarn meine Bewegung auffallen könnte. Wie jung war ich an dem Abend! Wie thöricht, backfischmäßig jung!

Als ich herunterkam, erwartete er mich an der Treppe und geleitete mich heim. Seine Stimme klang nicht so sicher wie sonst, als er mich anredete. Etwas Weiches, Zärtliches vibrirte darin. Ich wußte bestimmt: heute wird er sprechen, wird das entscheidende Wort aussprechen. Ein Glücksgefühl erfaßte mich, daß ich meinte, zu schweben, und eine tolle, unvernünftige Angst dabei. Er suchte nach Worten, aber ich in meiner Ueberreiztheit plauderte und plauderte, eine Dummheit nach der anderen, immer in der verrückten Angst, die mich peitschte, laut und lachend; ich habe nie in meinem Leben in derselben Zeit so viel zusammengeredet wie an jenem Abend. Da standen wir vor meiner Hausthür. Er verabschiedete sich. In der letzten Viertelstunde hatte er kein Wort gesagt.

Mit Schreck, mit Neue wurde ich mir meines Fehlers bewußt. Schweigend werden Schätze gehoben. Das Glück neigt sich nur dem Schweigenden. Aber den Schrecken in meinem Herzen überwog doch strahlende Freude. Ja, ich hatte die Entscheidung hinausgeschoben durch den Unverstand meiner Unerfahrenheit. Aber die Hauptsache war: er wollte sprechen. Er würde bei der nächsten Gelegenheit sprechen, beim nächsten Sehen, morgen schon. Ich würde warten. Glück erwarten ist auch Glück. Stundenlang ging ich in meinem kleinen Reich auf und nieder, von Zimmer zu Zimmer. Mein Mädchen hatte ich zu Bett geschickt, alle Lampen angezündet. Wenn ich an meinem Spiegel vorüberkam, fragte ich ihn: „Kann es sein? Liebt er mich? Kann die Fünfunddreißigjährige gefallen?“

Und wie ich mit den leuchtenden Augen und den blühend rothen Wangen fragte, im Lampenschimmer, umflossen von der hellen Seide und den gelblichen Spitzen, antwortete der Spiegel: „Ja, ja, es kann sein. Ja, es ist.“

Als ich, ich weiß nicht zum wievielten Mal, meine Zimmerreihe durchmaß, entdeckte ich auf meinem Schreibtisch einen schwarzumrandeten Brief. Die Handschrift der Adresse glaubte ich schon einmal gesehen zu haben; selten, aber doch schon. Der Poststempel bezeichnete eine Stadt, in der eine mir liebe Schulfreundin wohnte. Ich zerriß den Umschlag. In wenigen Worten theilte Marianne, die einzige Tochter meiner Freundin, mir mit, daß ihre Mutter plötzlich gestorben sei und einliegenden Brief für mich hinterlassen habe.

Ich mußte mich setzen. Wie der Schritt des Schicksals selber, eine unheimliche Mahnung daran, daß Leid den Grundton der Melodien in der Welt-Symphonie bildet, schlug diese jähe Todesbotschaft in meine Glücks-Ekstase. Nicht, daß die Verstorbene mir zur Zeit besonders viel gewesen wäre. Seit zwanzig Jahren hatte ich sie nicht mit Augen gesehen, und, leuchtend in meinem

Arbeitsgeschirr, vorwärts getrieben erst von der Peitsche der Noth, dann von der des Ehrgeizes, hatte ich wenig Muße gehabt, den Erinnerungen an vergangene Tage nachzuhängen. Aber jetzt, da mit einem Schlag die liebe Gestalt weggewischt war von der blühenden Erde, erstand sie in meiner Phantasie, farbig, greifbar, als säße sie mir wiederum gegenüber auf dem Stuhl des Dortoirs in dem französischen Pensionat, in dem wir uns kennen gelernt hatten, und wir schwären einander von neuem ewige Treue. Wie lieb hatten wir uns damals! Wir träumten als von dem Schönsten davon, uns für's Leben zusammenzutun, eine Schule zu gründen, gemeinsam zu arbeiten, zu ringen und einander niemals zu verlassen.

Als das Schuljahr zu Ende ging, kehrte sie in ihre Familie zurück, die begütert und angesehen war, zu den Vergnügungen und kleinen Pflichten der Töchter aus solchen Familien. Mich rief die Aufgabe, für Mutter und Bruder zu sorgen, in eine andere Stadt. Wir sahen uns nicht mehr. Ein Briefchen nur dann und wann, von hüben, von drüben, seltener und immer seltener werdend. Was hätten wir uns zu sagen gehabt? Unsere Herzen sprachen dieselbe Sprache nicht mehr; unsere Sorgen, unsere Freuden waren nicht die gleichen. Dann kam der Umschwung. Sie hatte geheirathet, ein kleines Mädchen war geboren worden, ihr Mann erwies sich als Verschwender und Taugenichts. Er starb. Und nun rang sie mit der Noth, während meine Lebenslage sich hob. Wieder gingen unsere Interessen weit auseinander. Nur ein wenig unterstützen konnte ich sie in ihrem qualvollen Ringen, seit mir der Reichtum in den Schoß gefallen war. Das that ich halb gedankenlos. Sie war mir nichts mehr.

Aber nun lag ihr letzter Brief vor mir, geschrieben im Angesicht des Todes an die Einzige ihrer Freundschaft, die vermögend und unabhängig genug war, um ihr helfen zu können. Im Namen der guten Stunden, die wir zusammen verlebt hatten, im Namen all' der verwehten Treueschwüre unserer Kindheit beschwor sie mich, ihrer verlassenen Waise, der achtzehnjährigen Marianne mich anzunehmen. Sie solle ihr Lehrerinnen-Examen machen, in zwei Jahren würde sie im Stande sein, sich selbst zu ernähren. Nur bis dahin möge ich ihr schulploses Kind nicht zu Grunde gehen lassen.

Mir war, als sähe ich dies Kind vor mir stehen, das Kind der Einzigen, mit der ich jugendlich geschwärmt hatte. Es sah mich an mit ihren Augen, sprach mit ihrer Stimme zu mir, während verhaltenes Weinen ihm um die Lippen zuckte:

„Sieh mich an! Lehrerin soll ich werden! Erziehlerin, ich! — Weil ich arm bin, wollen sie mir meine Jugend nehmen, die Jugend, die niemals wiederkehrt. Leid' es nicht, Du! Ehre den gnädigen Gott, der Dich heut' mit Glück überschüttet hat, und erbarme Dich meiner Jugend!“

Ich hab' nicht eine Minute geschwankt. „Kind meiner todten Freundin, nein, sie sollen Dir die Jugend nicht nehmen, wie sie sie mir genommen haben!“ — Im nächsten Augenblick saß ich am Schreibtisch.

„Sobald Du der lieben Todten die letzten Ehren erwiesen hast,“ schrieb ich, „komme zu mir, Marianne. Und Sorge nicht um Deine Zukunft. Fortan bist Du meine Tochter.“

Ich legte ein paar Scheine bei, für das Begräbniß, für die Reise. Am nächsten Morgen ging der Brief ab. Und mein Herz war froh, als hätt' ich was Rechtes gethan. —

Den 21. November.

Ich habe abbrechen müssen. Eine nuit blanche, wie der Franzose sagt, ein paar elende Tage waren die Folge meines Versenkens in die alte Zeit. Ich muß vorsichtiger werden. Zu meiner Unterhaltung schreibe ich ja das thörichte Zeug da nieder, nicht zu meiner Qual. Gequält haben andere mich genug, Menschen und Schicksal. Ich selbst mißhandele mich nicht mehr. Auch diese Jugendthorheit ist vorüber. Wochenlang habe ich überhaupt nichts niedergeschrieben. Heute drängt die Langeweile eines Regentages mich zum Schreibtisch. Grauer Himmel, graue See. Und ich bin allein. Ich kann den Menschenbrodem in den Pensionen noch nicht wieder ertragen. Drum habe ich mich in dieser winzigen Villa eingemietet. Unter mir wohnt ein junger Pionier-Offizier. Ich sehe ihn auf seinem Rabe morgens zur Kaserne jagen, gefolgt von seinem großen Bernharden. Daneben haust ein anderer Einsamer. Wir kennen einander nicht. Wenn das Wetter gut ist, nehme ich meine Mahlzeiten in einer nahen Restauration. Man ist an kleinen Tischen. Jeder kommt und geht, wann und wie er mag. Die Bedeckte sind dürftig, die Servietten werden nur einmal die Woche gewechselt. Aber niemand beachtet den andern, niemand fragt, niemand wundert sich. Es ist ein Speisehaus für Misanthropen.

Gestern stellte mir der kleine Kellner einen Strauß gelber Rosen auf den Tisch. Lieber Himmel! Spukt immer noch ein Restchen meiner unausgelebten Jugend um mich herum? Hält er mich für Eine, zu der Blumen gehören?

Der Strauß gleicht zum Verwechseln einem anderen Rosenstrauß, dessen farblose Pracht in der bittersten Stunde meines Lebens mir entgegenstimmte. Ich glaube, niemals hat einem Menschen ein Ding so weh gethan, wie mir der Anblick seiner blassen Blüthen. Er ist verwelkt. Auch dieser wird verwelken. Warum soll ich Giacomo erzählen, daß ich Rosen nicht leiden mag? Zu viel Mühe.

Der einzige Mensch, mit dem ich von Zeit zu Zeit Rede und Antwort tausche, ist eine Maurerfrau, die mir die Wirthschaft besorgt, der echte Typus der italienisch-französischen Mischrasse an der Grenze, braun und hager, mit griechischem Profil und einer schwarzen Haarfülle, wie eine Königin der Nacht. In den Ohren trägt sie große, goldene Ringe, ihre Augen sind glänzend wie Mulattenaugen und fahren unruhig in ihren Höhlen umher. Jede Bewegung, jedes Wort von ihr ist dramatisch. Sie spricht viel von ihrem „Temperament“, und ich merke dies Temperament an der Zahl von Gläsern und Tassen, die sie mir zerbricht. Sie hat einen Mann, einen hübschen Burschen, der, glaube ich, nicht sehr gern arbeitet, und bis jetzt zwei Kinder. Der Junge ist „gut“, wie sie versichert. Aber das Mädchen scheint ihr „Temperament“ geerbt zu haben. O, wenn sie gedurft hätte, wie sie wollte, sie würde den störrischen Schreibfals manch liebes Mal zum Fenster hinausgeworfen haben —!

Neulich machte ich die persönliche Bekanntschaft der kleinen Marguerita. Was für ein kraft- und fast-strophenes Exemplar der Species Mensch! Es fand sich, daß des Bräutigams Kuchenstück um ein wenig größer gerathen war als das ihre. Ohne Zögern nahm sie es dem dicken Pfligmaticus aus der Hand und aß es selbst. Sie hatte sogar eine Begründung für ihren Raub: „Ich bin auch größer.“ — Bravo, Marguerita! Du wirst Dich nie aus Deinem Recht verdrängen lassen wie ich Narrin! Du wirst nie über einer anderen Dich selbst vergessen!

In meinem Entzücken gab ich der Philosophin gleich ein zweites Stück Kuchen, auf die Gefahr hin, daß sie sich den Magen daran verdürbe. Aber ihresgleichen verderben sich nie den Magen.

Seitdem hege ich ein Interesse für Marguerita. Ich lade sie mir als Freundin ein, ich studiere sie wie eine neue Eva. Was für eine Grazie bei solch unfehlbarem Instinkt für den eigenen Vortheil! Wie reizend ist dieses fünfjährige Stückchen Mensch und wie greisenhaft klug! Haben die Buddhisten recht? Hat sie schon viele hundert Erdenleben hinter sich! Oder hat einfach die Summe der Lebenserfahrung einer langen Reihe von Vorfahren sich in ihr zur fertigen Charaktereigenschaft verdichtet? Ihre Gesundheit thut mir wohl. Ich liebe sie, weil sie anders ist als ich.

Grau der Himmel, grau die See. Trotz Marguerita jange ich an, mich zu langweilen. Man sagt, das sei ein Zeichen von Genesung. Sollte ich noch einmal gesund werden? — Ich wag's und fahre in meinen Aufzeichnungen fort.

Am nächsten Abend also sah ich ihn wieder. Es war in einer glänzenden Gesellschaft. Und da wir zwei Berühmtheiten sozusagen die Rosinen im Kuchen vorstellten, kamen wir nicht zum Austausch eines vertraulichen Wortes. Das sagte ich mir wenigstens, das wiederholte ich mir die lange, bange Nacht hindurch, um die dumpfe Unruhe meiner Seele zu beschwichtigen, die Nüchternheit meines Instinktes Lügen zu strafen, die niemals mich getäuscht haben, obgleich mein superkluger Verstand ihre Mahnung noch immer niederrationalisierte. An diesem Abend erkannten sie, daß etwas sich zwischen uns verschoben hatte, anders geworden war in jenen Gefühlen, die zarter sind, als Spinnwebfäden, unreparierbar, wo sie einmal verletzt wurden.

Tage vergingen. Es blieb wie es war. O, des versäumten Augenblicks, der nie zurückkehrt!

Dann begegnete ich ihm auf der Straße. Wir plauderten, wie wir pflegten.

„Ich gehe zur Bahn,“ sagte ich.

„Logierbesuch?“ — Das ist eigentlich gegen Ihre Grundzüge.“

„Logierbesuch für immer.“

Ich erzählte ihm die Geschichte meiner Freundin, daß ich ihr Kind bei mir behalten wollte, und auch warum. Er sah mich mit seinen sprechenden Augen seltsam an. In seinem Gesicht stand ein Bedenken.

„Für immer wollen Sie das junge Mädchen bei sich behalten? Ohne es nur zu kennen? Ist das nicht gewagt?“

„Die Tochter meiner einzigen Freundin?“

„Und was würde es der jungen Dame schaden, wenn sie sich ein wenig mit dem Schicksal herumalagte? Sie und ich haben's auch müssen.“

„Aber es thut weh.“

„Vielleicht auch gut. Nicht jeder hat Ihre zarte Haut. Aber es hilft wohl nichts mehr, wenn ein nüchternen Mensch Ihnen seine Vernünftigkeiten ausframt?“

„Nein,“ erwiderte ich lachend. „s ist unwiderlich.“

„Nun denn,“ sagte er, mir die Hand zum Abschied reichend, „möge die große Tochter Ihnen leicht werden.“

Ich sah, daß er gerührt war unter der Maske von Herzlosigkeit, die er zur Schau trug, und ich wunderte mich darüber, während ich wartend auf dem Perron stand. Warum sollte sie mir nicht leicht werden? War es denn etwas Außerordentliches, was ich that? — Nein, nur natürlich, nur natürlich. Der Glückliche hat den Drang, glücklich zu machen, gut zu sein. Verdorben wäre das Herz, das anders empfindet! Da hielt die lange Wagenreihe, und ich suchte.

Ich suchte ein kleines Mädchen in Trauerkleidern, mit verweintem Gesicht, mit den unvergesslichen, lieben Augen meiner Freundin, die in Thränen schwimmend schüchtern um sich blühten. Ich suchte vergebens.

Die Fluth der Angekommenen verlief sich. Ich suchte noch. An der anderen Seite des leergewordenen Perrons stand eine hochgewachsene Dame in sehr sicherer Haltung, mit einem sehr schönen, sehr rosigem und sehr leeren Gesicht. Um sie her scholl langsam die Fluth ihrer Koffer an. Diese Dame trug ein schwarzes Kleid. Auf ihrem led aufgeschlagenen Hut wippten sogar ein paar Kreppschleifen. Ich ging auf sie zu.

„Marianne?“

Sie wandte sich um. Das waren nicht meiner Freundin Augen, die mich da mit hartem Glanz anfunkelten. Des Vaters Verlangen nach Glück, nach Lebensgenuß um jeden Preis züngelte fast brutal aus ihnen. Ich fühlte plötzlich deutlich die scharfe Zugluft auf dem Perron. Enttäuschung legte sich wie eine Eiskruste auf die hochgehenden Wogen meines Enthusiasmus. Die Dame begrüßte mich mit einer Tanzstunden-Verbeugung. Ich dachte nicht mehr daran, sie zu umarmen.

„Willkommen, Marianne,“ sagte ich sehr ruhig.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Korb voll Veilchen.

Skizze von Frida Schanz.



eigen Sie einmal her,“ sagte der Geheimne Justizrath und nahm dem Diener das Postpaket, das dem die gnädige Frau zur Beforgung übergeben hatte, mit hastiger Bewegung aus der Hand.

Die Adresse war natürlich wieder undeutlich und schlecht geschrieben.

Es war des Justizraths alte Gewohnheit, die leichte, fahrig Handschrift seiner Frau mit seinen starken, schönen, klaren Schriftzügen nachzuziehen und auszubessern, wo er sie sah. — Er schnürte darauf auch die Bindfäden los und entfernte die graue Papphülle, weil seiner Meinung nach alles nicht correct genug und viel zu oberflächlich gepackt war. Neugierig war er nicht im mindesten. Die Sendung war an die neue Freundin seiner Frau gerichtet. Julie war vier Wochen wegen schwerer Bleichsucht in Ekster gewesen und hatte sich dort an eine Münchner Malerin, ein Fräulein Eva von Sanden, besonders herzlich angeschlossen. Das war ihm ganz lieb gewesen. Die beiden Damen hatten sich ziemlich fern gehalten vom übrigen Verkehr, wie seine Frau ihm schrieb. Fräulein von Sanden sei ein verständiges, feingebildetes, älteres Mädchen, voll großer Fürsorge für sie. Sie bringe darauf, daß sie die Kur richtig ausführe. —

Das war nun, Gott sei Dank, auch geschehen. Julie hatte endlich schlief, müde, alt für ihre zweiunddreißig Jahre, ausgelesen, als sie abgefahren war. Die vielen, entsetzlichen Kopfschmerzen hatten sie ganz zermürbt.

Nun schritt sie dahin, geträugelt, gesundet, verjüngt. Ein süßer, zarter Ausdruck lag auf ihren fraulichschönen Zügen. Ihr glückseliges Aussehen berührte ihn einen Augenblick ganz eigen. Hatte sie etwas erlebt, sich verliebt vielleicht gar? Aber nein, sie schien keinen Menschen von den vielen auch nur gesehen zu haben, außer ihrer Kameradin. Wie zwei Nonnen schienen die Damen sich abgeschlossen zu haben von allem, was Weltverkehr hieß, Spiel und Tanz.

Gesundheit war also nur das neue Glück! —

Woh ihr auch, wenn es anders gewesen wäre! In dieser Beziehung kannte der ernsthafte, etwas pedantische Mann keinen Spaß! Jedes feinere und tiefere Interesse, das seiner sehr anziehenden Frau in früheren Jahren im Gesellschaftsverkehr zugesprochen war, hatte er mit kalter Unerbittlichkeit im Keim zertreten und erstickt. Er hatte seine Frau aus den bescheidensten Verhältnissen zu sich emporgehoben; sie mußte mit Leib und Seele völlig sein eigen sein.

Schon diese neue Freundschaft! Julie sprach wirklich viel zu viel von diesem Mädchen! Fräulein von Sanden wollte sie im Winter besuchen. Solche intime Sachen liebte und mochte er aber durchaus nicht. Das Bild des Fräuleins stand auf Juliens Schreibtisch, von einem Eritafanz umgeben. — Das muß nächstens weg, dachte er. Es war übrigens ein

Gesicht, das ihm gar nicht so übel gefiel. Ein sehr aristokratisches Gesicht, klar und hell, eine freie Stirn, unbeschreiblich viel feine Modellirung um Augen und Mund herum; sympathisch unbedingt. —

Aber nein, das war doch nun gar zu übertrieben und lächerlich! Julie war doch wahrhaftig kein Backfisch mehr.

„Das muß aufhören, dieser Unsinn! Unbedingt! Das dulde ich nicht!“ sagte er und beugte sich unwillig über den Inhalt des geöffneten Pakets. Die ganze große Schachtel enthielt köstliche, frische, dunkelblaue Veilchen. In wahren Massen lagen die handgroßen Sträuße übereinander. Eine kostbare Gabe war's, so viel echte Veilchen jetzt im Herbst! Mit ganz besonderer Ausdauer und Anstrengung konnte sie sie nur zusammengefunden und zusammengekauft haben.

Für eine Freundin! Es kam schon wieder so ein ganz eigener Auck, — fast wie ein Verdacht. — Da lag ein sehr umfangreicher Brief zwischen den Blumen. —

Ein Freundschaftsbrief, — wie in Backfischzeiten! Er lachte. Er nahm die zahlreichen hellblaue Bogen aus dem Couvert. Spöttisch lächelnd las er die Ueberschrift, die ersten Zeilen. — Sie duzten sich ja, — — sieh da! Das hatte er gar nicht gewußt! Er lächelte immer verächtlicher, immer wieser. Dann wurde sein schmales, rüthliches Gesicht aber auf einmal straff und bleich. Mit unruhigen, flackernden Blicken folgte er dem Fluge der flüchtigen Zeilen.

„Meine Eva!“ begann der Brief.

„Weißt Du's, süßst Du's, wie meine Gedanken bei Dir sind? Wie ich mich nach Dir sehne? Ich ahnte es nach den ersten Tagen unseres Bekanntwerdens, Du werdest ein tiefes Erlebnis für mich werden. Unser Annähern war so ganz anders, als es gewöhnlich ist, fast schüchtern waren wir beide, wir alten Dinger! Schon im ersten Anschauen war sie da, die tiefe, wunderbare Sympathie. Daß es mir so tief gehen würde, hatte ich trotz allem nie, nie zu glauben vermocht! Ich las gestern in einem alten, englischen Buch, nicht nur in der Liebe, sondern auch in der Freundschaft gäbe es eine solche Tiefe und Zärtlichkeit des Gefühls, daß ein einziger Tag der Trennung als eine Qual erscheine. Meine Geliebte, meine Theure, Große, Gute, das lerne ich jetzt kennen! Du hast mich beseligt bis zum tiefsten Grunde meiner Seele mit Deiner Güte, Du hast mich erheitert mit Deinem süßen Liebhaben, hast mich erquickt mit Himmelspeise, mit allen den tausend Anregungen, die Du reich zu geben hast, mit Deinem Wissen, Deiner inneren Grazie, Deinem lieben, lieben, netzlichen Scherz!“

„Ich war todt, mein Liebling, so lange schon! Du kamst und hast mich auferweckt. Wieder lachen, aus den tausend kleinen, lieben Dingen des Lebens Fröhlichkeit saugen, — was das war für mein armes Herz, das kann ich Dir ja gar nicht sagen! Ein Quell, lange, lange vertrodnet und versiegt, begann in mir zu sprudeln und zu rieseln.“

„Ach Du, ich war einmal ein fröhliches Kind!“

Aber Scherz und Lachen ist verbannt aus unserem Hause!

O Du, Du, mein Leben war so leer, so ekelhaft stumpf! Kein Inhalt! Nur Stunden! Nur Schale, nur Regeln, nur Gewohnheiten! Nun süßer, lieber Inhalt, nun feiner, neuer Reiz bis herauf zum Rand. Lauter Veilchen, lauter frische, duftige, süße, blaue Veilchen überall! Daß es solch ein Glück in der Freundschaft giebt, im festen Anfaßen und Naherücken zweier Frauen-seelen, — ich träumte mir's nicht. Aber wir sind auch wohl ganz bevorzugte, einzige Freundschaftsnaturen, wir zwei! Mit einem Blick haben wir uns immer verstanden, über alle, alle anderen hinweg. Solch einen Seelengenuß ahnte ich nicht. Mein Mann und ich, — wir hatten nie etwas davon! — Er ist wohl gut; — ich glaube! Aber so schwer! Scherz verstand er nie! Jeden schüchternen Versuch einer kleinen Rederei nahm er übel, es kam womöglich zum häßlichen Janz, ich mußte mich herausreden, mich verteidigen, mich umständlich entschuldigen mit brennendem Gesicht nach einer unschuldigen Rederei. Wir sahen uns schließlich so langweilig gegenüber, so gezwungen. — Du und ich dagegen! Was haben wir gewagt an Offenheit, an Scherz und Rederei, — ohne auch nur die Möglichkeit, der andere könnte es nicht verstehen! O daß ich Dich habe, Du! Du! — Bist Du da, so stimmert's nur so von Interessen aus meinem Innern auf, wie ein elektrischer Strom geht's über mich hin. Alle Fenster auf! Alle Thüren auf! Frische, freie, gesunde Luft überall! So voll Kraft jeder Athenzug! Und dazwischen etwas so Rührendes, Süßes! Ich weiß, trotz Verliebtheit und Heirath und allem, allem, so lieb wie Du, einziges Geschöpf, hat mich noch nie jemand gehabt! So gut, so voll tiefem Wohlmeinen und erster Fröhlichkeit, hat mich noch nie jemand angeblickt! O, ich habe einen Schatz, einen unerschöpflichen! Wie wollen wir unser Leben vollpacken! Du läßt mich theilhaben an Deinem Streben, an Deiner Kunst! Ich gebe Dir meine ganze Liebe dafür! Mein Herz, mein reiches, großes, Du bist nicht glücklich geworden durch Liebe, — — ich auch nicht! Aber wir haben nun diesen veilchenhaft lieblichen Freundschaftsvertrag! Ich lebe wieder, ich bin ganz und gar ausgehört, ich bin meinem Mann so gut; mein ganzes Herz ist voll unaussprechlich froher Zufriedenheit.

Du kommst im Winter! Diese Aussicht, Du! Dieser Blick in die Ferne! Ich hatte so lange, lange keine Aussicht mehr! Dann wollen wir uns zusammenhaken, dann wollen wir himmlische Bücher zusammen lesen, wie jetzt im Wald unter den lieben Tannen, dann wollen wir uns Bilder ansehen, dann wollen wir reden vom Ewigen und vom Alltäglichen, Kleinen! Den wahren himmlischen Menschenverkehr, den mit einem Menschen, der einen bis aufs Tiefste kennt, den man aufs Höchste verehrt und liebt, — den wollen wir pflegen! Außerlich natürlich alles ruhiger, gemessener, heimrathlicher! Den wirst Du schon rasch lernen, Du Geschiedte, Feine! Ich seh' Dich schon, vornehm, gemessen, — die Winkel Deiner lieben Grauaugen voll Schelmerei. —

O Du, kann ich's denn überhaupt aushalten bis dahin? Aber ich will geduldig sein, mein liebes Lebenslicht! Leb' wohl, leb' wohl! Stell meine Veilchen bei Dir auf, überall ein paar, daß sie Dich umduften beim Schaffen! Gott segne Dich! Ich mag Dir gar nicht mehr danken für alle Deine Liebe, alle Deine Fürsorge, ich kann's nicht, so voll ist mein Herz! Die ganze Dankeschuld sende ich Dir in herzlichen Küßen!

Deine Julie.

Der Justizrath sagte mit scharfem Ausdruck im strengen Gesicht weiter nichts, als: „Es ist toll!“

So etwas Krankhaftes! So etwas Ueberspanntes! — Er schüttelte immer nur den Kopf. Etwas Bitteres lag dabei in seinen Zügen.

Er hatte Julie als sehr armes Ding geheiratet, hatte sie seiner Meinung nach abgeklärt, gebildet, erzogen. Im heißen Zorn über diesen unerhörten, unverzeihlichen Undank ballte er die Hand.

Aber dann kam doch auf einmal eine Nacht über ihn, die ihn bannte, die ihn nachzudenken zwang, tiefer, tiefer. Der Duft dieser vielen Weischen war so mächtig stark; seine Augen hingen an den Blumen; etwas eigentümlich Weiches, Zartes, das er seit den ersten Liebestagen nicht mehr gefühlt, rührte sich in seiner Brust.

Ein Gefühl, als müsse er sich etwas Entschwebendes, schon halb Entschwebendes, mit aller Kraft zurückhalten, stand in ihm auf.

Eine Welle verächtlichen, bitteren Hornes dann wieder. — Er nahm die vollbeschriebenen hellila Bögeln, auf denen die rüchigen Buchstaben wie seltsame Vogelschwärme dahinschwirrten, in die Hand, als wolle er sie mit heftigem Griff zerreißen.

Aber er ließ sie doch sinken, schob sie still wieder in ihre Hülle, legte das ganze Briefchen langsam zwischen die Weischen hinein.

Dann stand er noch eine Weile in Schweigen, nahm mit raschem Entschluß darauf die duftende Sendung unter den Arm und ging schnell hinaus, in Juliens Zimmer hinüber.

„Ich will es mit ihr durchsprechen, mit Ruhe, mit Geduld, mit Freundlichkeit,“ nahm er sich vor.

Nachdruck verboten.

Klaus Groth.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage.

Von Adolf Bartels.



Das Jahr 1819 war ein gesegnetes Dichterjahr für Deutschland; nicht weniger als fünf zu großem Ruhm gelangte Poeten erblickten in ihm das Licht der Welt: Wilhelm Jordan, Friedrich Bodenstedt, dann das realistische Kleeblatt Klaus Groth, Gottfried Keller und Theodor Fontane. Heute leben nur noch Wilhelm Jordan und Klaus Groth.

Wenn Klaus Groth an seinem achtzigsten Geburtstage, dem 24. April, sein Leben und Schaffen rückschauend überblickt, so kann er das stolze Gefühl haben, daß er erreichte, was er erstrebte: die Ehre der niederdeutschen Mundart zu retten und eine Stütze seines Volkthums, nicht bloß in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt*) zu werden. Der Literaturhistoriker, der die Erfolge der Dichter seines Volkes gegen einander im Hinblick auf den wahren Werth der Dichtungen mißt, wird aber doch sagen müssen: Nein, Klaus Groth ist das noch nicht ganz zu Theil geworden, was er verdient, man ist in seinem Vaterlande vielfach noch nicht über den Dialektdichter hinweggekommen, hat ihn noch nicht überall anerkannt als das, was er wirklich ist: Einer der größten deutschen Lyriker überhaupt.

Als der „Quidborn“ („Volkstheben in plattdeutschen Gedichten Dithmarscher Mundart“ hieß der Untertitel) im Jahre 1852 erschien, da freilich ging ein Ruf des Entzückens nicht bloß durch Niederdeutschland, sondern weit darüber hinaus. Niemand hatte dem Plattdeutschen eine so starke poetische Wirkung zugetraut, niemand in dem als prosaisch verurtheilten Niederdeutschland eine solche Fülle zu dichterischer Gestaltung einladenden Lebens erwartet, und daß der neue Dichter gerade in dem Lande des verlassenen Brudersammes auftrat, verstärkte noch bedeutend die Wirkung seines Buches. Es machte seinen Weg, es bewirkte überall in Deutschland ein neues Erblühen der Dialekt-Poesie, aber es ward dann leider auch mit dieser neu erblühten Dialekt-Poesie unterschiedslos zusammengeworfen, zu einer ästhetischen Würdigung kam es kaum, das Interesse erlosch, bei den Oberdeutschen wenigstens, nach und nach wieder.

Dafür gewann Fritz Reuter seine ungeheure Popularität, mit Recht; aber Reuter's derbe Art wurde nun auch als das Normal-Plattdeutsche angesehen, und es gab keinen deutschen Literatur-Historiker, der nicht gesagt hätte, Klaus Groth's Lyrik sei doch eigentlich zu sein für den Dialekt, das heißt auf gut deutsch, es sei im Grunde hochdeutsche Lyrik, die, indem sie den Dialekt wählte, ihren Beruf verfehlt habe. Daß auch niederdeutsche Stämme, wie die oberdeutschen alle, ihrer Natur nach wesentlich verschieden sein könnten, auf diesen doch eigentlich nacheliegenden Gedanken kam von den weisen Herren kein einziger.

Es ist aber unabweisbar der Fall, der Mecklenburger und der Holsteiner, der Dithmarscher sind grundverschieden. Dem würde es wohl einfallen, Fritz Reuter und Theodor Storm, der ja auch Schleswig-Holsteiner ist, zu vergleichen, von beiden dasselbe zu fordern? Aber Klaus Groth schrieb Dialekt, und so mußte er an dem erfolgreicheren Rithdichter gemessen werden, trotzdem dieser Erzähler, jener vornehmlich lyrischer Dichter war; das Ergebnis war, daß Reuter, nicht Klaus Groth der echte Plattdeutsche sei. Sie sind es aber alle beide, jeder in seiner Art. Man kann Reuter's Erzählungen vielleicht im Dithmarscher Dialekt wiedergeben, verlieren würden sie dabei jedoch unbedingt; Klaus Groth's Gedichte ins Mecklenburgische umzuschmelzen, bedeutet beinahe ihre Vernichtung. Man hat es gethan, aber mit Recht hat der Dichter selber dagegen protestirt. Wenn er singt:

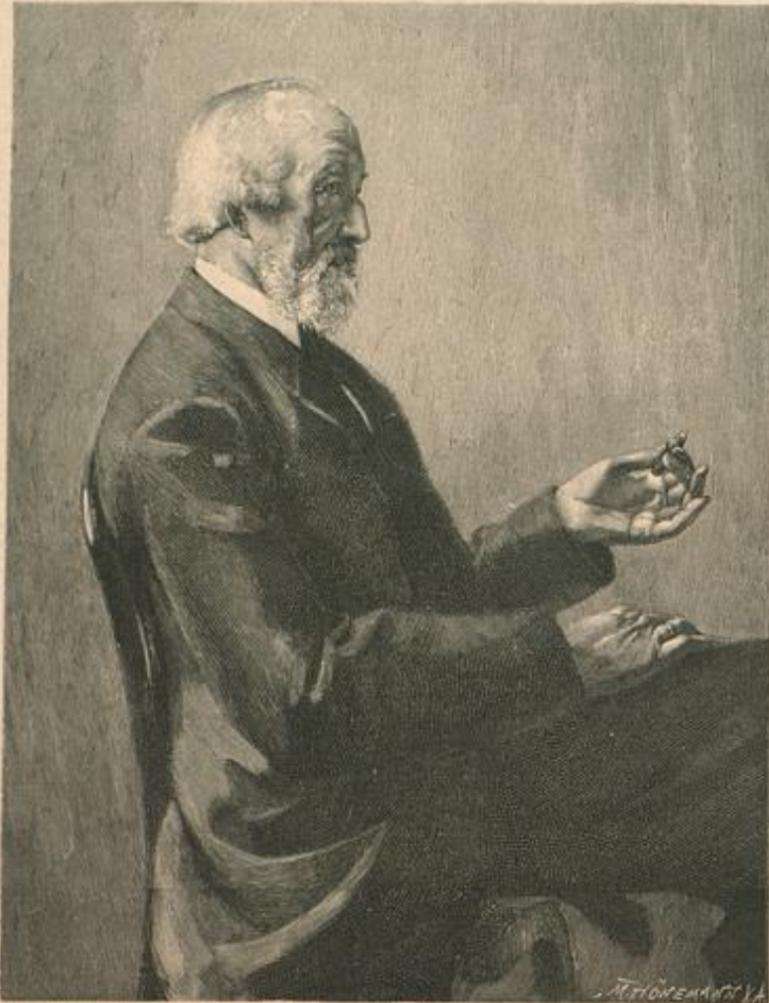
„De Welt is rein so sachen,
As leg se deep in Drom,“

so klingt das auf mecklenburgisch:

*) Vor allem mit den nordamerikanischen Plattdeutschen stand Klaus Groth stets in engen Beziehungen. Auch in der skandinavischen Bewegung hat er eine bedeutende Rolle gespielt.

„Dei Welt is rein so sachen,
As leg se deep in Drom.“

Auch wer von plattdeutschen Mundarten keine Ahnung hat, begreift, daß das nicht geht. Aber hätte Klaus Groth's Lyrik nicht vielleicht hochdeutsch gegeben werden können, da sie nun einmal so fein, d. h. so stimmungsvoll und gemüthstief ist? Ich habe den Versuch gemacht, eine Anzahl Groth'scher Gedichte verschiedener Art hochdeutsch umzudichten, — sie direkt zu übersetzen, ist unmöglich, — aber mir, der ich Niederdeutscher bin, genügt kein einziger meiner Versuche. Das kann an meinem Talente liegen, wahrscheinlich aber liegt die Ursache tiefer: das Plattdeutsche ist eine der deutschen Mundarten, die nicht bloß eigene Formen, sondern auch eine eigene Seele hat. Und diese eigene Seele zwang den niederdeutschen Lyriker, der das Eigenste seines Volkthums wiedergeben mußte, auch die Formen des Dialekts zu wählen. Es giebt andere große niederdeutsche Lyriker, die hochdeutsch dichteten, aber diese geben eben auch nicht



*Nov' in Dui — de Welt is rein!
Op in Drom — so leg se 't Drom!*
Klaus Groth

Portrait nach dem Gemälde von Chr. Ludwig Bokelmann.

das Eigenste des Volkthums wieder, sondern ihr eigenes Leben. — Ganz leicht ist es also nicht, an Klaus Groth heranzukommen und sich völlig in ihn einzuleben. Wer es aber fertig bringt, der hat Genüsse ganz seltener Art und läßt sich die Bedeutung Klaus Groth's als eines der ersten deutschen Lyriker nicht mehr abstreiten. Warum sollte ein solcher Lyriker nicht in seiner Mundart dichten? Hat es doch Robert Burns auch gethan, und der gilt doch, weiß Gott, überall in England. An Burns muß man überhaupt erinnern, wenn man etwas Klaus Groth Verwandtes nennen will. In mancher Beziehung ist auch der Vergleich mit Uhland angebracht, wenigstens dürfte Klaus Groth in Norddeutschland eine ähnliche Stellung beanspruchen, wie sie Uhland in Süddeutschland hat; es ist ferner in Bezug auf die Sächlichkeit des Tons, die Einfachheit des Gefühls, auch in der Begabung für die Ballade Verwandtschaft da. Doch ist Klaus Groth, der Natur seines Stammes entsprechend, viel mehr Realist als Uhland, er hat auch ein viel vertrautes Verhältnis zu seinem Volke und selbst zu seiner Heimat. In Klaus Groth's „Quidborn“, kann man ruhig sagen, ist sein ganzes niederdeutsches, richtiger, niedersächsisches Volk, ist das ganze niedersächsische Land. Ueber wie viele deutschen Gedichtsammlungen läßt sich ein ähnliches Lob aussprechen? Man ist auch zufrieden, wenn nur eine bestimmte dichterische Individualität in ihnen ist. Die ist aber bei Klaus Groth auch noch vorhanden.

Das klingt nun alles fast etwas übertrieben, lokalpatriotisch. Aber man nehme den „Quidborn“ einmal zur Hand, und man wird erlaunen über die Reichhaltigkeit des Inhalts, die Mannigfaltigkeit der Töne, die Reife und Vollendung fast jedes Gedichts. Da sind individuell-lyrische Gedichte in so krystallinreiner Form, daß sie sich würdig an die besten unserer großen Kunstpoeten schließen, da sind Volkslieder, die auch nicht im en-

ferntesten die Idee einer Nachahmung aufkommen lassen, da sind wundervolle Kinderlieder, da sind reizende Bilder aus dem Thierleben („Lütt Matten de Has“ wenigstens ist überall bekannt), da sind Naturgedichte, die niemals bloße Naturschilderungen sind, da sind balladenartige Bilder aus dem Volkstheben, bald ernst, bald heiter, da sind Jyhlen und poetische Erzählungen, da sind prägnante geschichtliche und graufige Gespensterballaden, — ja, wer nur von alledem eine Idee, einige Proben geben dürfte! Aber die oberdeutschen Leser würden sie zunächst fremd anmuthen. So mögen hier nur ein paar noch ungedruckte Vershochdeutschungen stehen, die wenigstens einen annähernden Begriff geben:

Als ich fortging.

Du brachtest mich den Berg hinauf,
Die Sonne sank hinab,
Da sprachst Du leise: Es wird Zeit,
Und wandtest jäh Dich ab.

Da stand ich da und sah den Wald,
Die Abendsonne drin,
Und sah den schmalen Weg entlang, —
Den schrittst Du ruhig hin.

Drauf-warst Du fort, doch war der Thurm
Noch da in blankem Schein;
Ich ging die and're Seit' hinab,
Da war ich ganz allein.

Dann kam das Scheiden oft genug,
Gott weiß, wie manches Mal!
Mein Herz, das blieb dort oben steh'n,
Sieht von dem Berg ins Thal.

Still, mein Hänschen.

Still, mein Hänschen, wein' nicht so!
Mäuslein pfeifen leis im Stroh,
Vögeln schlafen süß im Baum,
Zwischen leise noch im Traum.

Still, mein Hänschen, hör' mich an!
Draußen geht der böse Mann,
Doben geht der stille Mond:
„Wo hier wohl der Schreibstisch wohnt?“

Ueberm Baum mit Vögeln d'rin,
Ueberm Haus, am Himmel hin,
Wo er ein frommes Kind ershaut,
Sieh doch nur, wie lacht er traut!

Dann sagt er zu dem bösen Mann:
„Komm, laß uns weiter geh'n, Kumpan!“
Dann geh'n sie beid', dann steh'n sie beid'
Ueberm Moor und über der Hat'.

Still, mein Hänschen, schlaf nur ja!
Morgen ist er wieder da;
Ganz so gelb und hell und schön
Wird er dort am Himmel steh'n.

Ah, die Blumen all' im Gras,
Liebes Vögeln singt Dir 'was.
Still, und schließ' die Augen froh,
Mäuslein pfeifen leis im Stroh.

Wie gesagt, diese Uebersetzungen bieten nur ungefähr einen Begriff. Vieles von dem Allerbesten ist hochdeutsch überhaupt nicht zu geben. Und die Sammlung enthält kaum etwas Minderwertiges, Klaus Groth ist, wie kaum ein zweiter deutscher Dichter, reis vor sein Volk getreten.

Er hat dann dem ersten Bande von „Quidborn“ noch einen zweiten folgen lassen, der auch wieder vieles schöne Lyrische, sogar noch ganz neue Töne, patriotische z. B., bringt. Später hat er in diesen Band seine beiden größeren epischen Dichtungen, „Notgetermeister Lamp und sin Dochter“ und den „Heisterkrog“ (Eisterntrug) aufgenommen, Werke, die auch nicht viel ihres gleichen in unserer Literatur haben; denn selten erwächst ja bei uns die Verserzählung wirklich aus dem Volksthum, wird dagegen leicht die Domäne der conventionellen Bildungsbedichterei kleinerer Talente. Unter Klaus Groth's hochdeutschen Gedichten steht manches auf der Höhe des „Quidborn“, das von Brahms componirte „Regenlied“ z. B. Den dritten und vierten Band der „Gesammelten Werke“ Klaus Groth's bilden „Vertellen“, plattdeutsche Erzählungen. Wer den „Quidborn“ kennt, wird sie mit großer Freude lesen, sie führen tief in das Besondere niedersächsischen Lebens und Wesens hinein, sind echte Erzählungen, weder in der alten Dorfgeschichten-Manier noch in der Storm'schen Novellenform. Gewissermaßen haben sie die Weise der heute im Entstehen begriffenen Heimatkunst, die heimische Stoffe im Geiste der Heimat, nicht im Sinne einer literarischen Richtung behandelt, vorweggenommen. Sehr fruchtbar war Klaus Groth nicht, konnte es nicht sein, da er stets das Concentrirteste gab.

Ueber sein Leben ist nicht viel zu sagen. Er wurde zu Heide in Dithmarscher geboren, war erst Schreiber und besuchte dann ein Schullehrerseminar. Seine umfassende Bildung, — er ist auch ein tüchtiger Philologe, Botaniker, selbst Mathematiker, — erwarb er durch Selbststudium, ruinirte aber dabei seine Gesundheit. Den „Quidborn“ schuf er in Jahren völliger Zurückgezogenheit auf der Insel Fehmarn. Für dieses Werk verlieh ihm die Universität Bonn den Doctortitel, später ward er Professor in Kiel. Dort lebt er noch heute, nachdem ihm seine Frau gestorben ist, seine Kinder in die Welt gegangen sind, in ziemlicher Einsamkeit, aber körperlich noch rüstig, geistig außerordentlich frisch, wie es ja auch Theile seiner Erinnerungen, die er gelegentlich in Zeitschriften veröffentlicht, beweisen. Vielleicht erlebt er noch einen neuen Aufschwung seines Ruhmes, — die jüngere Generation will ja für ganz Deutschland das, was er für Niederachsen geleistet hat, die Poesie mit dem unzerstörbaren Heimatdufte; wenigstens will es ihr gesünderer Theil.



Das Echo. Nach dem Gemälde von H. Seifert.
Copyright 1898 by Franz Hausmann in München.

Nachdruck verboten.

In eisernen Fesseln.

Eine ländliche Geschichte von Ant. Andrea.

(Schluß.)

er Fremdling, als er merkte, daß die Luft rein war, stellte seinen Stiefel unter die Bank, dann sagte er: „Hier ist Platz für zwei. Setzen Sie sich doch!“

Gera jubte zurück: „Sehr — gütig! Ich siehe lieber. Aber — Sie wollen doch nicht die Nacht auf dieser Bank sitzen bleiben?“

„Wenn Sie mir Gesellschaft leisten, mit Vergnügen. — Na, denn nicht. Aber eine Frage oder zwei haben Sie wohl die Gefälligkeit mir zu beantworten.“

„Er will wissen, wo der Geldschrank steht,“ dachte Gera, während sie nickte.

„Dann sagen Sie 'mal, wofür halten Sie mich eigentlich?“

„Für — einen Einbrecher.“

Diese fertige Antwort entlockte dem Menschen einen seiner unheimlichen Brummlaute. „Bei meiner Seele, Fräulein, Sie könnten recht haben, obgleich manch einer nach fremdem Eigenthum schielt, der mit Dietrich und Brecheisen nicht umzugehen versteht. Nummer eins hätten wir also; nun Nummer zwei. Wer sind Sie denn? Das Fräulein Gesellschaftlerin von der gnädigen Frau?“

Jetzt hätte Gera sich verweigern können; aber ihr stieg das traditionelle Ulden'sche Selbstgefühl zu Kopf. „Ich bin die Schwester des Gutsherrn,“ entgegnete sie, während ihre hohe, helle Gestalt vor seinen Augen zu wachsen schien.

„Ah, — Pard — Ich bin' dann schön um Entschuldigung!“ Gera horchte auf. Der Nachsatz war in seiner gemeinen, zischelnden Weise gesprochen worden; aber vorher hatte er „Pardon“ sagen wollen. Ihr scharfer, klarer Blick überließ seine dunkle, herausfordernd hingereckte Gestalt. Von seinem Gesicht war nichts als das Bart-Ende zu sehen. Dennoch —

„Mann,“ sagte Gera nachdrücklich, „Sie verstellen sich. Was Ihre Absichten auch waren, ein gemeiner Landstreicher sind Sie nicht!“

„Was sonst?“

„Das geht mich nichts an. Vielleicht wollten Sie rauben, morden —“ Er machte eine ungeduldige Bewegung. — „Ich will's nicht wissen,“ fuhr Gera fort. „Aber ich habe meinen Abscheu und meine Furcht vor Ihnen überwinden können, weil Sie verunglückt waren und Hilfe nöthig hatten. Dafür fordere ich von Ihnen das Versprechen, unseren Grund und Boden zu verlassen, und nie wieder unsere Grenzen zu überschreiten, oder gar in unser Haus einzudringen.“

„Donnerwetter, Sie gehen stark vor, Fräulein. — Eine Liebe ist aber wohl der anderen werth. Paragraph eins wird also angenommen; Paragraph zwei, — rund heraus, nein, Fräulein!“

Ein verächtliches Schulterzucken; dann wandte Gera sich, ohne ein Wort zu verlieren, zum Gehen.

„Halt, halt, Fräulein! Sind Sie 'n Diktator. Man kann sich ja verständigen.“ Gera machte wirklich Halt, um seine Vorschläge zu hören. „Na, also,“ — knurrte er, als ob ihm das alles Spaß machte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, — Sie lachen? Der Henker soll mich holen, wenn meines nicht so gut ist wie jedes andere! — Mein Ehrenwort, sage ich, Sie, Ihren Bruder und sein Eigenthum allezeit zu respectiren, und in Ihr Haus nur dann zu kommen, falls Sie, — na, wie man sagt, falls Sie es mir erlauben, mich einladen. Kommt Ihnen das wieder lächerlich vor?“

„Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll,“ entgegnete sie. „Dennoch, — da Sie sich auf 'was Besseres nicht verstehen, nehme ich es an mit sammt Ihrem Ehrenwort.“

„Abgemacht!“ Der Mensch wollte ihr die Hand reichen; er befaß sich indes: „Ach so! Ich vergaß, daß dies 'was anderes als ein Pakt unter Brüdern ist. Nichts für ungut! So, nun mache ich mich aus dem Staube, so angenehm Ihre Gesellschaft mir ist. Behüt' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen!“ Das hörte ich 'mal irgendwo zum Leierlaufen singen. Es ging mir sehr zu Herzen. Adjes, Fräulein! Ich nehme meinen Stiefel unter den Arm und den Weg zwischen meine anderthalb Beine: Ein humpeliger, jämmerlicher Rückzug, nicht? Drehen Sie sich um! Sie sollen ihn nicht sehen. — Der Schauerlichkeit halber.“

Gera gehorchte, doch heftig fuhr sie wieder herum. Der Mensch hatte eine Falte ihres Kleides ergriffen und an seine Lippen gedrückt. Dann war er im Gebüsch verschwunden. Wie sie aber noch ganz betroffen stand und horchte, lachte es im Dickicht leise und lustig: „Gute Nacht, schöne Samariterin! Wäre ich ein Traum, dann sähen Sie mich in Ihrem Schlummer wieder, — nicht als Einbrecher und Raubmörder, sondern mit weißen Flügeln und der Friedenspalme in der Hand.“

Gera war fassungslos. Sie hörte noch einen Zweig knarren, — dann lief sie wie gejagt davon, und die weite, feierliche Stille der Nacht senkte sich hinter ihr auf den Garten und die Spuren des ungläublichen Geschehnisses.

Den nächsten Morgen erschien ihr alles ein wüster Traum. Frisch und lächelnd lag sie in dem Fenster ihres Schlafzimmers und sog die erquickende Gartenluft ein. Da kam Kröhl, der Gärtner:

„Gnäd'g Frölen, de Foh is doawest, avert u'n Isa is hei wedda rut.“

„Und nicht 'mal seinen Schwanz hat er als Visitenkarte dangelassen?“

„Ne, aber den Rasen hätte er gräulich zertreten, und wie in aller Welt käme der herrschaftliche Wassertrug dorthin?“

„Liebe Zeit, den habe ich gestern Abend gebraucht und dort vergessen,“ sagte Gera, und zog sich schnell vom Fenster zurück. Ihr Blick suchte den Toiletten-Spiegel. Zu ihrem Schrecken zeigte der ihr ein Gesicht, das mit dem puterrothen des corpulenten Hauptmannes hätte concurriren können.

Herrn von Ulden verfiel es nicht, daß seine Marielise sich weder mit ihren „Pflichten“ noch „Rechten“ als Gutsherrin und Gattin besaßte, und auch den übrigen „Ernst des Lebens“ nur aus Kurzweil betrieb. Er gehörte nicht zu den cholertischen Ehemännern, die Weiberlaunen verwünschten, und so einem niedlichen, garten Geschöpf das hübschen unschuldigen Egoismus

verargen. Ihm war seine kleine Frau mit allem, was man an ihr auszusagen hatte, gerade recht.

Da nahm aber ein anderes die Sache in die Hand, — ein winziges Bübchen mit Marielise's Bergshmeindt-Augen und Papa Friedrich's charaktervoller Nase, das der Gutsherrschafft mit dem ersten Schnee ins Haus geflogen kam. Marmadens zarte Constitution bekam allerdings dabei einen Stoß, von dem sich zu erholen sie beinahe den ganzen Winter brauchte. Sie mußte fürs erste auf einen intimeren Umgang mit dem jungen Majorats Herrn Friß verzichten. Um so eifriger pflegte „Tante“ ihn.

Eines Tages erkapelte diese ihn in den Schlaf, als der corpulente Hauptmann sie dabei überraschte. Er stand eine Weile sprachlos; dann nahm er einen kühnen Anlauf.

„Ich meine, gnädigste Freundin, bei so 'was — er deutete auf den Ulden'schen Sprößling auf ihrem Schoß, — müßte das furchtsamste Mädchen Lust zum Heirathen kriegen.“

„Um, — Wehnliches ging auch mir durch den Sinn.“

„Darf ich mich Ihnen als Kandidaten empfehlen?“

„Lieber Hauptmann, 'Sowas' rechnet bei seinem Eintritt ins Leben auf ein Elternpaar, das treueste, hingebendste Liebe verbindet —“

„Nun, die ist vorhanden. Metnerfett's siehe ich dafür.“

„Gute, alte Freundschaft, lieber Hauptmann, ist nicht mit Liebe zu verwechseln.“ Ein eigenes, träumerisches Lächeln dümmerte in Geras Miene; doch es wurde heller und machte ihrem natürlichen Humor Platz. „Ich denke, verehrter Freund, Sie lassen es ein für alle Mal beim viertel Dugend bewenden, — schon aus Ehrfurcht vor der frischgeborenen 'Tante' dieses Stammhalters.“

Der Hauptmann wirbelte seinen Schnurrbart in die Höhe: „Die Gnädigste befehlen! Aber rabiat macht es mich doch, daß so ein Prachtweib unbemannt durchs Leben schreiten sollte. Wenn ich einen wüßte, der mehr Glück als ich bei Ihnen hätte, den brächte ich Ihnen, und müßte ich ihn bei den Haaren herbeischleppen.“

Im Mai sollte ein großes Taufest bei Ulden's stattfinden. Die ganze Nachbarschaft freute sich darauf, umso mehr, da der Winter ihr eine arge Enttäuschung gebracht hatte. Herr von Weplaff war zwar da, aber er lebte wie ein Einsiedler auf seinem Gute: Keine Antritts-Bisiten, kein Ständchen, keinen genialen Streich! Alle Damenherzen waren heil und ganz geblieben.

Ulden's saßen im Gartenjaal und besprachen mit dem corpulenten Hauptmann die Einladungen zur Taufe. Selbstverständlich konnten die Weplaff's nicht übergangen werden. Marie-Louise ruhte im Schaukelstuhl; neben ihr schlummerte der Stammhalter in seiner Korbwiege, während „Tantchen“ an seinem Gala-Gewand stüfte.

„Er hätte uns wenigstens persönlich gratuliren können,“ bemerkte die kleine Frau, der die Ankunft ihres Sohnes das wichtigste Ereigniß des Jahrhunderts erschien.

„Aber liebe Gnädige, dann hätte er die anderen erst recht vor den Kopf gestoßen,“ entschuldigte der Hauptmann den alten Freund. „Ich sage, lassen wir ihn ruhig machen, er wird von selbst wieder umgänglich werden. Der Mensch arbeitet kolossal, — ohne Inspector. Neulich traf ich ihn in aller Herrgottsfrühe bei den Anechten auf dem Felde mit der Mistgabel in der Hand. Er sirente Dung. Kerl, Stephan, frage ich, findest Du in Deinem eigenen Reich nicht eine Beschäftigung von mehr Wohlgeruch?“ Er machte ein seelenvergnügtes Gesicht:

„Ja, Bruderherz, ich thue wie die klugen Söhne in der Fabel, — bearbeite eigenhändig meinen Acker, um den darin verborgenen Schatz zu finden. Meine Bummeljahre sind zu Ende. Wenn ich meinen Kohl gepflanzt habe, nehme ich mir ein Weib.“

„Nanu — Verschämt blinzelt er mich an. Mein Schicksal hat mich ertit, Bruderherz! Sag's aber nicht weiter: Mein Herz liegt in eisernen Fesseln, — Loskommen ist nicht mehr.“

Nun hilt' ich Dich, Ulden, und Sie, meine Damen, ist das nicht deutlich? Dazu seine Zurückgezogenheit, der Umstand, daß er den ganzen Winter lahmte! Ich müßte unseren Stephan nicht kennen, wenn dahinter nicht ein Abenteuer mit Duell, Verloben und ähnlichem sensationellen Wumpiz steckte.“

Gera sah consequent in ihre Stickerlei vertieft. Niemand merkte, was sie herunterwürgte, — eine Ahnung, schlimmer als die alte Furcht, die sie in einer unvergeßlichen Sommernacht endgültig überwinden zu haben glaubte. Kein Mensch hatte davon etwas erfahren. Anfangs bestimmte eine unerklärliche Scheu sie, darüber zu schweigen; dann war allerlei dazwischen gekommen, — heut' würde sie sich nur lächerlich damit machen.

Den nächsten Tag ritt Ulden zu Weplaff's herüber. Er wollte sie wegen der Taufe sondiren. Leider traf er nur den alten Herrn an, Stephan war wegen einer neuen Sämaschine nach der Stadt gefahren. Ununterrichteter Sache kam er zurück; aber er war des Lobes voll.

„Was ist das jetzt für eine Musterwirthschaft bei Weplaff's! Und der alte Herr erst, — um zehn Jahre jünger ist er geworden. Kein verliebt ist er in den Taufensassa, seinen Stephan.“

„Wenn der will, widelt er sich eben die Leute um den Finger,“ bemerkte Marie-Louise mit der Miene einer erfahrenen Frau. „Er würde auch einen guten Chemann abgeben: Die tollsten Stürme werden die sanftesten Winde.“

Ulden lachte, „Die kleine Frau triest mir von Weisheit. — Was doch so'n Stammhalterchen zu wege bringt, wie, Marielise! Du bist ein großartiges Weib!“ Dann kam er auf Weplaff's zurück. Der alte Herr hatte ihm die Zimmer seines Sohnes gezeigt. „Zwei große Räume voll von Seltenheiten, — meistens überseeische. Das Tigerfell vor seinem Schreibtisch, à la bonno heure! Ueberhaupt Jagd-Trophäen, gruselig wird einem darunter.“

Das merkwürdigste enthielt ein Glaskasten auf seinem Schreibtisch, zu welchem er den Schlüssel stets bei sich führt. Kathet 'mal, was es ist!“

„Ein junger Elefantenzahn?“ fragte Marielise.

„I wo.“

Gera, die sich kein Wort hatte entgehen lassen, fühlte ihr Herz unerschämmt klopfen. „Der silberne Hochzeitkranz einer Suabellin?“ versuchte sie zu spötteln.

„Ne, denkt Euch, einen blutbesetzten Lappen mit einem Fettel daran: „Wie mein Herz in eiserne Fesseln gerieth.“ Ich fragte natürlich seinen Alten. Der wußte aber von nichts. Es wäre das einzige Geheimniß, das sein Sohn vor ihm hätte, sagte er.“

Alles dieses bestimmte Marie-Louise, den Weplaff's soweit

entgegen zu kommen, daß sie Vater und Sohn am Sonntag zu Tisch lud. Namen sie dann nicht, so war die Tauf-Angelegenheit von vorn herein erledigt.

„Sei so gut, Gera, das 'mal gleich zu besorgen,“ sagte sie zu ihrer Schwägerin. „Nimm aber, bitte, mein feinstes Briefpapier mit dem vergoldeten Monogramm!“

„Ich, — ich soll an die Weplaff's schreiben?“ Gera war puterroth geworden.

„Na, Du besorgst doch alle unsere gesellschaftlichen Correspondenzen,“ warf Ulden verwundert ein. „Sei nicht ungeschickig, Groöel!“

Es half nichts. Gera setzte sich an den Schreibtisch ihrer Schwägerin. Die Briefbogen mit dem gekrönten Monogramm grinsten sie an: „So weit wären wir nun. Denkst Du, es wird kommen?“

Gera gab sich einen Ruck: die Einladung war geschrieben. Ein kurzes Zögern noch, dann unterzeichnete sie: „Gera Ulden. (Im Auftrage Herrn und Frau Ulden's.)“

Jetzt, Verhängniß, nimm Deinen Lauf!

Was war das für ein Sonntag! Die Felder grüntem, der Wald prangte in frischem, goldigem Laube, und der Garten strömte einen Duft aus, als erglühe sein Herz in stiller Liebe für die schöne, große Sonne, die ihm so huldvoll lächelte.

Herr von Ulden war mit seiner Frau zur Kirche gegangen. Gera blieb zu Hause, um Frischnen im Garten den Frühling zu zeigen. Die Nachtigall im Fliederstrauch sang von ihm, — oder von etwas anderem? Gera lauschte: Was wollte der kleine Vogel von ihr? Sang er nicht ein schönes, lustiges Geheimniß in die sonnige Welt?

Das Bübchen in den Armen, schritt Gera durch den blühenden Flieder: „Hörst Du, was die Nachtigall singt, Frischnen? Die anderen verstehen es nicht; aber Du und ich, wir wissen Bescheid. Dort, auf dem Rasen, wo der Morgenbau glitzert, da lag er, in eisernen Fesseln. Bübchen, lache nicht! Es war ein gemeines Frachseisen. Weißt Du, wer ihm auf die Weine half? Deine Tante. Nachher jagte sie ihn fort. Er versprach, nicht wiederzukommen, bis sie ihn rief. Nun kommt er, Frischnen, — wir haben ihn gerufen. Das darfst Du aber nie ausplaudern, Frischnen klein, — es sei denn, Du wärst groß, und Deine alte Tante.“

„— Ja, die Herren von Weplaff kamen. In aller Form wurde der „Geniale“ dem Fräulein von Ulden vorge stellt. Ein großer, schlanker Mensch, von der Sonne gebräunt, mit einem glattrasierten, energischen Sinn und einem feder Schnurrbart, um eine Schattirung heller als sein glänzend dunkles Kopshaar.“

Als Gera seine klingende Stimme und sein übermüthiges Lachen hörte, zuckte sie zusammen. Sie kannte es bereits. Jener verkniffene, knurrende Ton, wie die übrige ordinäre Sprechweise, war Schauspielkunst gewesen. Wie mochte er sich hinterher ins Häutchen gelacht haben!

Verstohlen beobachtete sie ihn, als Marie-Louise ihm ihre Stammhalter zeigte. „Können Sie mich nicht zum Pathent onkel brauchen, gnädige Frau?“ sagte er munter. „Ich bin endlich für eine solche Würde reif. Was meinen Sie, Ulden?“

„Einverstanden, wie, Marielise!“

„Aber nur als Nummer zwei?“ rief der corpulente Hauptmann neidisch. „Nummer eins bin ich.“ Er äugte dabei nach Gera, die ihm als „Pathentante“ versprochen worden war.

Nach Tisch führte Herr von Ulden seine Gäste nach dem Aquarium, um ihnen seine Vögel zu zeigen. Er hatte vor kurzem einen Silberfasan dazu bekommen.

„Sie haben selbstverständlich weit seltenere Exemplare gesehen,“ sagte er zu Stephan, der an der Seite der Hausfrau ging.

Dennoch schien diesen die kleine Sammlung außerordentlich zu fesseln.

Als die anderen weiter gingen, sagte er am Käfig des Silberfasans posteo, — neben Gera, die eine Handvoll Futter hineinstreute.

Zum ersten Mal schauten sie einander voll ins Gesicht. „Welch' herrliches Mädchen!“ sagten seine Blicke, während sie, betroffen von seiner Kühnheit, den Nacken steifte.

„Fräulein von Ulden,“ sagte er, „man hat Ihnen viele Geschichten von mir erzählt. Ich bitte Sie, noch eine aus meinem eigenen Munde hören zu wollen.“ Er reichte ihr seinen Arm und führte sie seitwärts, nach dem Treibhaus, wo die Bank im Schatten blühenden Gesträuchs stand. „Wollen Sie hier gütigst Platz nehmen?“

Was blieb ihr weiter übrig? Die Erinnerung an jenen Sommerabend lähmte ihren freien Willen, gerade wie damals, als sie aus Angst alles that, was sie nicht thun wollte.

Weplaff blieb vor ihr stehen. Ein Lächeln spielte in seinen Adernaugen. „Da war ein junger Mensch,“ begann er schnell, „leichtsinnig, lebenslustig, tollkühn; im Grunde aber ein Romantiker reinen Wassers. Immer auf der Jagd nach seinem Ideal, verliebte er sich in jedes hübsche Gesicht. Natürlich, — er fand es nie. Auch ein Bachfischchen, ein Knöpfchen von sechzehn Sommern, kam ihm entgegen. Sie fanden Gefallen an einander. Es war so viel Poesie dabei. In dem Schwunge eines Walzers tauchten sie das Geständniß ihrer Liebe aus. Sie schwärmte von 'ewiger Treue'. Er war gerührt von ihrer Unschuld, — doch ernst nahm er das hübsche Kind nicht. Ein Glück für beide! Sie ist heut' das liebende und geliebte Weib eines braven Mannes und lächelt wohl über den Helden ihres Jugend-Romans. Er wurde in die Welt verschlagen. Die Tropensonne bräunte sein Antlitz. Ein stürmisches Abenteuerleben legte wie der Cyclon über seine Seele hin. Nach Jahren kehrte er heim; die Poesie seines Volkes wurde wieder in ihm lebendig. Er dachte an jenes süße Kind, das ihn sobald an der Seite eines anderen vergessen hatte. Es war an einem Sommerabend, — einem edel deutschen, mit Mondschein und sanften Lüften; da kam es ihm in den Sinn, einmal wie ein heimlich Liebender zu ihrem Fenster empor zu träumen. Es war die Jugend, die sich wieder in ihm regte, mit ihren schönen, unvergeßlichen Theatralitäten. Er ließ sein Pferd an der Herbergsstriepe im Dock stehen und schlich wie ein Dieb in der Nacht durch den stillen, dunkeln Park, der ihr Haus beschattete. Aber sein Schicksal sollte ihn ereilen. Er“

„Wurde in einem Fuchseisen gefangen,“ fiel Gera lächelnd ein. „Glücklicherweise kam er mit einem zerschundenen Fuß davon.“

„Sie irren, gnädiges Fräulein! Sein Herz, das verrückte, romantische blieb hängen, — in den Fesseln eines anderen.“

„Wie schade!“ Gera wollte sich erheben; aber seine lange, fernige Gestalt schob sich ihr wie ein Thurm in den Weg.
 „Nicht wahr, es thut Ihnen leid! Sie erbarmten sich ja in jener Nacht des verunglückten Landstreichers, sollte Sie jetzt nicht mein schwachendes Herz rühren?“ Der Schalk in seiner Miene wich aber einem männlichen Ernst. „Kurz, Gera Olden, ich suche eine Frau für mein edes, vernachlässigtes Haus und mein arbeitsreiches Leben. Zu bieten habe ich wenig. Bei einer Blume wie Marie-Louise hätte ich es nie gewagt. Mein Blick richtet sich auf eine Edeltanne, die in Sturm und Wetter ausschlägt und sanft über meinem Haupte rauscht, wenn ich, matt und müde, Ruhe suche.“

„Ja, — aber, —“ stammelte Gera in sein dunkles, erglühendes Antlitz, während ein liebes Lächeln das ihre erhellte, „ich bin eigentlich sehr fürchtlich.“

„Dab's gehört. Der Hauptmann zeigte mir einige Körbe. Daß Sie sich indes vor mir nicht fürchten, das haben Sie in jener Nacht bewiesen.“

„Das heißt, Sie 'grauln' mich aus meiner Furcht heraus.“
 „Und dabei lernte ich, wie tapfer Sie sind. Sie und ich zusammen, Gera, wir fürchten uns vor — dem Teuf — Pardon! vor nichts auf der Welt.“

Er bemächtigte sich ihrer Hände: „Diese weichen, geschickten, fleißigen, das sind die rechten für mich. Sagen Sie schnell, liebe, gute Gera! Darf ich sie für immer festhalten?“

Da half kein Sträuben. Er hatte sie bereits umschlungen und ließ sie nicht mehr los. „Ja doch, Sie Draufgänger!“ flüsterte sie glücklich. „Wäre es auch nur, damit ich nicht immer schamroth werde, wenn ich daran denke, daß ich mich eines Nachts mit einem wildfremden Menschen vor dem Wächter im Gebüsch versteckte.“

„Du rettetest dem 'armen, alten Manne' das Leben, Herzlieb! —“ lachte er und suchte ihre Lippen. — —

Ein martialisches Klirren, ein bekanntes Pusten: Der fortpulente Hauptmann erschien auf dem Schauplatz.

„Donnerwetter, Stephan, wo steht Ihr? — Ah! Pardon!“ Weiter kam er nicht, als er Gera sah, strahlend, erglühend wie eine Braut im Feuer des Verlobungskusses. „Aber, gnädiges Fräulein!“ stotterte er endlich. Da lachten die beiden ihn herzlich an, und Stephan klopfte ihm den Rücken: „Sei still, Hauptmann! Fräulein von Olden ist von ihrer Ehefrau geteilt, und mein gefangenes Herz blutet nicht länger. Im Herbst machen wir Hochzeit. Wenn Du Dich nachher pensioniren läßt, stellen wir Dich als 'Erbonkel' bei uns an. Wir wissen, Du siehst mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn. — Aber drinnen nichts verrathen, hörst Du! Wir sparen uns die Ueberraischung bis zu Fräulein's Taufe auf.“

Als die Weggast diesen Abend nach Hause fuhr, sagte der alte Herr siddel: „Das war ein famoser Tag. Rette Leute, diese Olden's! Und gar das Mädchen, die Schwester, — hat mir riesig gefallen.“

„Wirklich, Papa?“

„Junge, wenn ich Du wäre“ — —

„Du liebst sie Dir nicht entgehen,“ fiel Stephan stillbergnütig ein. „Na, Papa, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Nächstens giebt es Verlobung; dann soll Gera Olden Dir die Geschichte meiner Reliquie unter der Glasglocke erzählen.“

Nachdruck verboten.

Unterhaltungs-Literatur.

Von Adolf Bartels.

III.

So kommen wir zu der letzten großen Gruppe, der modernen Literatur im eigentlichen Sinne. Sie müssen wir mit den Russen beginnen, in dem großen, osteuropäischen Reiche ist der moderne Naturalismus im engsten Anschlusse an die Wirklichkeit, zugleich aber auch an den nationalen Charakter des Volkes, die Besonderheit der russischen Erde, zuerst consequent ausgebildet worden. Schon Gogol ist, in seinem Hauptwerke, den „Toten Seelen“, wenigstens, durchaus Naturalist. Turgenjew, vom westeuropäischen Geiste genährt, scheint dann noch einmal zum Realismus zurückzukehren und erinnert in seinen Novellen hier und da an unsere Keller und Sturm; sein Pessimismus jedoch und seine scharfe Beobachtung im Einzelnen stellen ihn doch wieder dem Naturalismus nahe. Den Gipfelpunkt des russischen Naturalismus bilden die beiden großen Romane Leo Tolstoj's „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, schon ihrer ganzen Anlage nach etwas völlig anderes, als die „Geschichten gut erzählt“, wie sie der frühere Realismus schuf. Und die unheimliche Decadence, die sich mit dem Naturalismus verbinden kann (aber nicht immer muß), tritt uns dann aus Feodor Dostojewsky's Hauptwerk entgegen, aus „Kaschkinow“ (oder „Schuld und Sühne“, wie der eigentliche Titel lautet): hier ist auch die Höhe der psychologischen Berggliederungs-Kunst erreicht. Es ist keine Frage, daß auch der gebildete deutsche Leser die Hauptwerke des russischen Naturalismus kennen muß, daß da eine Literatur-Entwicklung vorliegt, die allen Anspruch auf die höchste Beachtung hat. Wer sich freilich zuletzt ermüdet und trostlos gestimmt von den Russen abwendet, der darf nicht getabelt werden; die russische Welt ist eben nicht die unserige. Aber den engeren Zusammenhang mit dem Volkthum und der heimischen Natur, den die Russen, selbst die Roman-Schriftsteller zweiten und dritten Ranges (ich nenne Gontscharow, Saltykow-Schtschedrin, Garshin, Korolenko) haben, können wir unserer oft stark „papiernen“ Literatur wohl wünschen, und das Bestreben unserer Jünglinge geht denn auch darauf hinaus.

Der erste Meister des französischen modernen Naturalismus war Gustave Flaubert, dessen „Madame Bovary“ europäischen Ruf gewann. Ihm folgten die Gebrüder Goncourt, darauf Emile Zola, der künstlerisch ohne Zweifel nicht so hoch steht, wie seine Vorgänger, aber durch seine Willenskraft und stoffliche Gewalt für eine Zeit den vollen Sieg des Naturalismus herbeiführte. Wie sich eine deutsche Leserin zu diesem französischen Naturalismus, der durchweg verderbter ist als der russische, verhalten soll, läßt sich nur für den Einzelfall entscheiden; manches selbst von Zola, wie „Au bonheur des dames“ und „Le rêve“, ist ja durchaus anständig, aber im allgemeinen gilt der Satz, daß nur eine gefestete Persönlichkeit, die in Büchern etwas mehr sucht, als flüchtige Unterhaltung,

an diese Franzosen herantreten soll. Dagegen ist Daudet, der in seiner künstlerischen Haltung etwa Turgenjew entspricht, der viel mehr Poet ist als Zola, breiteren Kreisen zu empfehlen, und auch Maupassant, soviel direct schlüssig er hat, kann, weil er den Stoff in der Regel durch die Behandlung adelt, nicht vom Lesetisch der erfahrenen Frau ausgeschlossen werden. Er ist schon mehr Psycholog als Naturalist, und das gilt auch von Paul Bourget, Ferdinand Fabre u. a. Für durchaus verderblich halte ich die Unterhaltungs-Romane von Belot, Malot u. a., die, obwohl sie gelegentlich auch anständige Werke schrieben, den Naturalismus geschäftsmäßig vertraten. All' die modernen Talente der Franzosen aufzuzählen, halte ich für durchaus überflüssig; wer im Reich der gelben Bände bewandert ist, braucht meinen Rath nicht, die deutsche Frau im Durchschnitt aber soll es nicht sein.

Von großem Einfluß auf die moderne deutsche Literatur ist dann die nordische gewesen, doch scheidet die mächtigste Erscheinung des Nordens, Ibsen, für unsere Betrachtung ohne weiteres aus. Björnson's norwegische Bauernovellen, die seinen Erzählungen Kiehlund's, die von Jonas Lie, die sich der reinen Unterhaltungs-Literatur nähern, Holger Drachmann's See- und Strand-Geschichten u. s. w., kann man jedermann aufs Wärmste empfehlen, — sie stellen eine Blüthe der realistischen Erzählungskunst dar, wie sie übrigens die meisten Kultur-Völker, die Amerikaner mit Bret Harte („Californische Erzählungen“), Aldrich u. a., die Engländer mit Rudyard Kipling u. s. w., die Italiener mit Salvatore Farina, Giovanni Verga u. s. w., die Spanier mit Marcon, Valera u. s. w. in den siebziger und achtziger Jahren hatten, neuerdings sogar vielleicht wir Deutschen. Und zwar war es namentlich die kleine Erzählung (short story), die zur Blüthe gelangte. Ein außerordentlich feines, aber stark decadentes Talent war der Däne J. P. Jacobsen, dessen beide Hauptwerke „Frau Marie Grubbe“ und „Niels Lyhne“ gerade gegenwärtig in Deutschland allgemein Eingang finden, und zwar mit Recht; bedenklicher sind der Schwede Strindberg, der bekannte Frauen-Gasser, und manche jüngeren Norweger wie Arne Garborg und Knut Hamsun. Von dem vor einiger Zeit stark passirten Peter Hansen halte ich wenig, dagegen sehr viel von dem Holländer Maarten Martens, der in drei Romanen („Gottes Narr“, „Joost Kwelingshuld“, „Die Liebe eines alten Mädchens“) darthut, daß die stillen Nächte des Lebens doch immer wieder zum Durchbruch kommen.

Die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte hat bekanntlich stark unter dem Einflusse des Auslandes gestanden, doch hat sich auch bei uns sehr vieles selbständig, aus deutschem Leben heraus entwickelt. Für die siebziger und achtziger Jahre ist auch in dem deutschen Leben ohne Zweifel etwas wie eine Decadence zu constatiren, und gerade die glänzenden Talente waren davon ergriffen. So z. B. Wilhelm Jensen, der hier seiner modernen Romane wegen noch einmal genannt werden muß. „Göb und Gisela“, „Doppelleben“, „Jenseits des Wassers“, „Asphodil“, „Luv und lee“, „Das Bild im Wasser“, sind die Titel einiger zum Theil neueren Werke Jensen's, die die bösen Einwirkungen der Zeit zu verfolgen gestatten. Stark im Banne der Decadence war auch Hans Hopfen, unzweifelhaft einer unserer gewandtesten Erzähler, — in den Romanen „Verdorben zu Paris“, „Arge Sitten“, „Der graue Freund“, „Die Heirath des Herrn von Waldenburg“, „Rein Dintel Don Juan“, finden sich sicherlich bedenkliche Elemente. Gesunder sind „Der Genius und sein Erbe“ und „Robert Leichtfuß“. Die größte Begabung für den Zeit-Roman unter den hier zu nennenden Dichtern hat wohl Adolf Wilbrandt, und er hat sich nach und nach auch von der Decadence, die sich bei ihm namentlich auf dramatischem Gebiete zeigte, frei zu machen verstanden, sodas er heute, meiner Ansicht nach, an der Spitze der älteren Roman-Schriftsteller steht und die meisten Jünglinge an geistigem Gehalt weit übertrifft. Seine Hauptwerke sind: „Meister Amor“, „Adams Söhne“, „Die Osterinsel“, diese eine geistvolle Darstellung eines Niepische-Charakter; aber auch seine übrigen Werke „Der Dornenweg“, „Hermann Pfingler“, „Die Rothensburger“, „Schleichendes Gift“, „Hedwig Wahlmann“, und wie sie alle heißen, verdienen Beachtung. Der ungesundeste all' dieser Dichter ist Richard Voß, dessen Romane („Kolla“, „Die Auserwählte“, „Michael Gibula“, „Dahiel, der Concertist“ u. s. w.), wohl glänzende Scenen haben, in ganzen aber stets abstoßen. Hierher gehört auch Rudolf Lindau, dessen Romane vielfach in der internationalen Gesellschaft exotischer Länder spielen, und ebenso Ossip Schubin, die sehr begabte, aber sehr oft auch durch und durch ungeunde Darstellerin der europäischen internationalen Gesellschaft; beide sind stark von Turgenjew beeinflusst. Aus dem Gegensatz vor allem zu dieser „Decadence“ lassen sich die großen Erfolge Julius Stinde's und anderer Humoristen erklären, welche in die achtziger Jahre fallen. Daß auch ernste Dichter dieser Zeit sich von der Decadence frei erhalten konnten, beweisen Fr. Th. Vischer's „Auch Einer“, Wilhelm Jordan's „Die Seebalds“, Adolf Stern's „Ohne Ideale“ und Victor Blüthgen's „Aus gährender Zeit“.

Der erste Vertreter des modernen deutschen Naturalismus war Ludwig Anzengruber, weniger mit seinen kleinen Geschichten, als mit seinen großen Dorf-Romanen „Der Schandfleck“ und „Der Sternsteinhof“, namentlich mit letzterem. Da haben wir zuerst die unerbitliche Seelenanalyse, die die getreue Darstellung der Wirklichkeit erfordert. Anzengruber's österröcherischer Landmann Rosegger ist zu diesem Naturalismus nicht gelangt, aber er hat moderne Probleme, das religiöse im „Gottsucher“, das sociale in „Martin der Mann“ und „Das ewige Licht“, in einer merkwürdigen, gleichsam symbolistischen Form gestaltet, die ihn doch auch weit über das Gebiet des Dorfgeschichten-Schreibers emporgehoben hat. Der Liebling seines Volkes ist er jedoch vor allem durch seine zahlreichen kleinen Erzählungen geworden. Das bei weitem liebenswürdigste und erfrischendste Talent, das Oesterreich der neueren deutschen Literatur geschenkt hat, ist Marie von Ebner-Eschenbach, wohl das größte Talent unter den deutschen Erzählerinnen überhaupt. Von ihr kann man nicht nur, sondern muß man eigentlich alles lesen; ihre stille, ruhige, bald humorvolle, bald tiefergreifende Weise ist ein wahrer Segen in unserer erregten Zeit.

Diese stille, ruhige Weise hat im Grunde auch das größte männliche Talent unter den modernen Roman-Schriftstellern, Theodor Fontane, aber sie ist stark mit Ironie vermischt, und anstatt zu erzählen, plaudert Fontane lieber über Menschen und Dinge oder läßt plaudern. Ich kenne hochgebildete,

ästhetisch veranlagte Damen, die von diesem Dichter nicht viel wissen wollen; sie vermissen die Leidenschaft bei ihm wie bei seinen Menschen, seine Welt erscheint ihnen zu gewöhnlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Alltagsleben und die Alltagsmenschen auf unserer Erde den breitesten Raum einnehmen, — Fontane hat sie zu gestalten vermodt, wie kaum ein zweiter in unserer Literatur, mit allen intimen Reizen der Detail-Darstellungskunst, sodas wir nun doch Freude an ihnen haben, und vor allem auch an dem überlegenen Geiste des Darstellers. Da ist nichts von der brutalen Energie Zola's, nichts von der krankhaften Schwarzseherei unserer Jünglinge, — Homo sum, humani nihil etc. Das poetischste Werk Fontane's ist eins seiner früheren, „Grote Winde“; Hauptwerke im Sinne der modernen Kunst sind die historischen „Vor dem Sturm“ und „Schach von Wuthenow“, dann die Romane aus der Gegenwart „Gefelle“, „Strungen, Wirrungen“, „Frau Jenny Treibel“, „Effi Briefe“, „Der Stechlin“. Man kann Fontane auch öfter lesen.

Am ihn scharfen sich im letzten Jahrzehnt unsere Jünglinge, obwohl sie nicht viel mit ihm gemein hatten; denn die Erfahrungen von siebzig Jahren, einen reifen Geist kann man sich eben nicht geben. Gerhart Hauptmann wurde von Fontane gewissermaßen entdeckt, aber er kommt als Unterhaltungs-Schriftsteller nicht in Betracht, obchon er, wie seine beiden Skizzen „Bahnwärter Thiel“ und „Der Apostel“ beweisen, sicher auch einen guten Roman schreiben könnte. Dagegen ist Sudermann Unterhaltungs-Schriftsteller, sein Roman „Frau Sorge“ gehört unbedingt unter die besten modernen Bücher, und wer Sensation und krasse Effecte liebt, der kommt beim „Kapfensteig“ und „Es war“ sicher auf seine Rechnung. Stark sensationell sind auch Wildenbruch's Romane „Eiserne Liebe“ und „Das wandernde Licht“. Viel höher stehen seine Novellen. Ausgeprägter Naturalist ist Max Kreiser, der in „Meister Timpe“, „Der Millionenbauer“, „Die Buchhalterin“, „Das Gesicht Christi“ seine besten Bücher gegeben hat, ein Salon-Romanier aber eben nicht ist. Bei Hermann Heiberg wechseln realistische und naturalistische Wirkungen; er ist reiner Unterhaltungs-Schriftsteller, hat aber doch einige gute Bücher („Apotheker Heinrich“ z. B.) geschrieben. Noch zu wenig bekannt ist Wilhelm Walloth, unser deutscher Bourget, der mit egyptischen und römischen Romanen anfing und dann psychologisch unheimlich raffinierte Romane verfaßte („Im Bann der Hypnose“). Jesselnde Unterhaltungs-Lectüre moderner Dichtung findet man auch bei dem schon verstorbenen Alexander von Roberts („Lou“, „Göbdenst“, „Die schöne Helena“), bei Karl Freiherrn von Fersall („Die fromme Witwe“, „Verlorenes Eden, Heiliger Gral“), bei Ernst von Wolzogen („Die Kinder der Exzellenz“, „Die tolle Komte“ u. s. w.), bei Johannes Richard zur Regede („Unter Zigeunern“, „Quitt“, „Bon zarter Hand“). Sie sind zwar etwas sensationell, aber durchweg anständig. Georg von Ompieda hat einen sehr ernsthaften und auch bedeutenden Militär-Roman „Silvester von Geyer“, verfaßt. Sehr feine, moderne Talente sind Wilhelm Weigand („Die Frankenthaler“, „Der zwifache Cros“) und Walther Siegfried, dieser eine der großen Hoffnungen unserer Literatur („Tino Moralt“, „Hermont“, „Um der Heimat willen“). Außerordentlich viel halte ich von dem gesunden Talente Wilhelm von Posenz, der bisher drei Romane („Der Böttnerbauer“, „Der Parrer von Breiten-dorf“ und „Der Grabenhäger“) geschrieben hat. An die Stelle der alten Novelle ist vielfach die Stimmungsk-Skizze getreten. In dieser ist vor allem Detlev von Liliencron bedeutend, dessen Sammlungen „Eine Sommerklast“, „Unter fallenden Fahnen“, „Krieg und Frieden“ betitelt sind und die wärmste Empfehlung verdienen. Geschichten aus Hofstein, wie er, schreibt Timm Kröger, aus der Lüneburger Heide Karl Söhle („Rustantengeschichten“), aus dem Spreewald Max Bittrich, aus Tirol Karl Wolff, aus Schwaben die Gebrüder Weitbrecht, — fast jedes deutsche Land hat da seine Vertreter.

So richtige, gute Erzähler, etwa in Dickens Art, haben wir zur Zeit in Deutschland aber doch kaum, es sei denn unter den Frauen. Natürlich unterschätze ich Talente, wie Ernst Muellenbach, Hans von Zobeltitz, Rudolf Stragu, s. w., die sich bestreben, einen gesunden Unterhaltungs-Roman zu schreiben, nicht, aber ich glaube, daß die Frauen meist weiter kommen. In der That, die Frauen haben von der modernen Literatur-Bewegung außerordentlich profitirt; sie haben jetzt meist irgendwie bedeutende Stoffe, und sie verstehen das wirkliche Leben zu schildern, — von der Marlitterei ist keine Spur mehr. Da erschien vor einiger Zeit ein zweibändiges Werk: „Meister-Novellen deutscher Frauen“ von Ernst Brausewetter, in dem nicht weniger als zweihunddreißig schriftstellernde Frauen charakterisirt sind. Von diesen zweihunddreißig halte ich doch etwa zwanzig für größerer Aufmerksamkeit würdig. Marie von Ebner-Eschenbach und Ossip Schubin habe ich bereits genannt. Dann sind da Ada Christen und Isold Kurz (warum Alberta von Puttamer fehlt, weiß ich nicht), die ja ihren Ruhm als Lyrikerinnen erlangt haben; sicher sind aber auch Ada Christen's Skizzen-Sammlungen („Vom Wege“, „Aus dem Leben“, „Unser Nachbarn“) und noch mehr Isold Kurz's „Florentiner Novellen“ lesenswerth. Bertha von Suttner's Ruhm ist sehr groß, und ihr Roman „Die Waffen nieder“ war ja, vom ethischen Standpunkte aus gesehen, eine That, ihre Erzählungen sind freilich sehr ungleich. Bortreffliche Erzählerinnen sind dann Ida Boy-Ed, Helene Böhlau, nach der Ebner-Eschenbach vielleicht das ursprünglichste unserer weiblichen Talente, Emil Marriot, Gabriele Reuter, alle besonders durch treffliche Wiedergabe des Milieu ausgezeichnet, hier und da im Banne der Tendenz, aber darum doch Menschen gestaltend. Ihre Werke sind nun schon zu zahlreich, als daß ich sie alle aufzählen könnte, aber Ida Boy-Ed's „Fanny Förster“ und ihr neuestes Werk „Die Schuldnerin“, Helene Böhlau's wundervollen Alt-Weimarer Geschichten („Nathsmädelgeschichten“ u. s. w.) wie ihren „Nangir-Bahnhof“, Emil Marriots „Moderne Menschen“, „Caritas“, „Junge Ehe“, Gabriele Reuter's „Aus guter Familie“ wird keine ernste Frau ohne tiefere Ergriffenheit aus der Hand legen. Seit langen Jahren beliebt sind die kleinen Skizzen aus dem Volks- und Kinderleben von Hermine Billinger („Aus dem Kleinen“, „Kleine Lebensbilder“, „Schulmadelgeschichten“); fast durchweg künstlerisch bedeutend sind die Hamburger Novellen von Jise Frapan, die neudings mit den „Betrogenen“ auch auf dem Gebiet des Romans sehr glücklich debütirt hat. Ueberhaupt verstehen auch die Frauen es jetzt, das Leben ihrer



Joseph Haydn's Geburtshaus.

Heimat charakteristisch darzustellen, ich erinnere an Charlotte Niese („Aus dänischer Zeit“, „Licht und Schatten“, „Auf der Heide“), an Helene Voigt („Schleswig-Holsteinische Landleute“), an Clara Viebig („Kinder der Eifel“). Viele Frauen wollen allerdings höher hinaus, möchten gleich den Himmel stürmen. Da ist Maria Janitschek die typische Erscheinung, — ach, wie oft ist sie von der Schilla in die Charubdis und von der Charubdis in die Schilla gerathen! Aber manche ihrer Werke („Atlas“, „Pfadfinder“, „Ins Leben verirrt“) zeigen doch deutlich genug den großen Zug ihres Talents. Wenn ich nun noch als verheißungsvolle dichterische Talente Anna Croissant-Rust und Ricarda Hug, als gute Unterhaltungs-Talente Gertrud Franke-Schivelbein, Louise Westkirch, die einen bemerkenswerthen socialen Roman „Im Deyenkessel der Zeit“, geschrieben hat, Frieda von Bülow (die Werke der jung verstorbenen Margarethe von Bülow soll man auch nicht vergessen) und die erst jüngst bekannt gewordene Elisabeth Gnade („Sarkofagin“), als humoristische Begabungen Hans Arnold und die Gräfin Vallestrem nenne, so mag es für heute genug sein. Die Frauen-Literatur ist in unserer Zeit unzweifelhaft so gut, daß, — es fällt mir selbstverständlich schwer, das einzugestehen, — auch wir Männer uns eifrig mit ihr beschäftigen müssen.

Ich bin mir natürlich voll bewußt, daß ich in diesem Aufsatz sehr vielen Leserinnen wenig Neues gesagt habe, daß sehr viele auch mit meinen Urtheilen nicht übereinstimmen und theure Namen vermissen. Aber es kam mir vor allem darauf an, einmal eine sicher gruppirte Uebersicht alles dessen zu geben, was heute als Unterhaltungs-Lectüre dienen kann, und so läßt sich doch erwarten, daß ich auch manche Vielbelesene an Autoren und Werke erinnere habe, die sie noch lesen möchte. Die ganze ungeheure Unterhaltungs-Literatur der modernen Kultur-Völker kann kein Mensch bezwingen, und da wird denn eben ein festes Wahl-Princip nöthig. Das nächstliegende ist Abwechslung, altes und neues, historische Romane und Zeit-Romane hübsch nacheinander. Wer aber eine gute Anzahl hervorragender Werke kennen gelernt hat, die ihm gefallen, der kaufe sie sich und lese sie öfter. Man behauptet, daß erst das zum zweiten Mal Lesen den rechten Genuß gebe.

Nachdruck verboten.

Joseph Haydn's Geburtshaus.

Am 7. März ist in dem Dorfe Rohrau bei Bruck a. d. Leitha (Nieder-Oesterreich) das Haus, in welchem Joseph Haydn am 31. März 1732 das Licht der Welt erblickte und die ersten fünf Lebensjahre zubrachte, einem Brande zum Opfer gefallen. Die an dem Hause angebrachte Gedenktafel und das darin aufbewahrte Gebetbuch mit interessanten Autographen sind gerettet worden.

Das Haus ist im Jahre 1728 von dem Vater Haydn's, dem Wagner Matthias Haydn, erbaut worden; es hatte zwar in den Jahren 1813 und 1833 durch Hochwasser erheblich gelitten, bot jedoch, namentlich in der inneren Einrichtung, noch bis vor kurzem den Anblick, den es zu Lebzeiten des großen Componisten gewährte.

Haydn's Eltern waren einfache, tüchtige Menschen, die in ihren bescheidenen Verhältnissen glücklich waren. Von ihnen hat Haydn ein kindlich heiteres Gemüth und die musikalischen Anlagen geerbt. (Bekanntlich ist auch der jüngere Bruder Haydn's, Michael, ein berühmter Musiker geworden.) Die Eltern sangen in den Feierstunden mit Vorliebe Volkslieder, die der Vater auf der Harfe zu begleiten pflegte, auch der kleine Joseph betheiligte sich gern an dem Gesange. „Mein seliger Vater“, schrieb Haydn in einer kurzen autobiographischen Skizze, „war von Natur aus großer Liebhaber der Musik. Er spielte, ohne eine Note zu kennen, die Harfe, und ich, als ein Knabe von fünf Jahren, sang ihm alle seine simplen, kurzen Stücke ordentlich nach.“ Bei einem solchen Gesange fiel dem Schullehrer Matthias Frankh, der mit der Stiefschwester von Haydn's Vater verheiratet war, die musikalische Sicherheit und die

hübsche Stimme des kleinen Sängers auf, und er veranlaßte die Eltern, ihm den Knaben nach Hamburg zu geben, damit er ihn für den Kirchengesang erziehe und ihm auch die praktische Kenntniß der Blas- und Streich-Instrumente beibringe. In der That hat Frankh einen entscheidenden Einfluß auf Haydn ausgeübt und den Grund für seine spätere Wirksamkeit als Instrumental-Componist gelegt, das erkannte dieser bereitwillig an, und noch als er auf der höchsten Stufe seines Ruhmes angelangt war, pflegte er zu sagen: „Ich danke es diesem Manne noch im Grabe, daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenn ich dabei auch mehr Prügel als zu essen bekam.“ — An seinem Geburtsorte hing der ruhmgekrönte, weltbekannte Componist in inniger Liebe, und oft und gern ist er in dem bescheidenen Elternhause eingelehrt, so u. a. auch, als er im Jahre 1795 mit seinem Gönner, dem Besitzer des Dorfes Rohrau, dem Grafen Karl Leonhard von Harrach, und vielen vornehmen Herren dorthin kam, um das Denkmal in Augenschein zu nehmen, das der Graf dem einstigen Bauernsohn in dem Schloßgarten hatte setzen lassen.

Nachdruck verboten.

Am Hafen von Sorrent.

Nach dem Gemälde von G. Corrodi. — Siehe Seite 57.

Sorrent, das vielbesuchte Seebad an der Südseite des Golfs von Neapel, war schon im Alterthum ein beliebter Bade-Ort und Lieblings-Aufenthalt der römischen Großen. Sein mildes Klima und seine schöne Umgebung übten schon damals eine große Anziehungskraft aus, davon geben die vielen Ruinen altrömischer Villen und Paläste ein berechtes Zeugniß. Heute zählt Sorrent kaum achtausend Einwohner, ist aber Sitz eines Bischofs und macht mit seinen stattlichen Gasthöfen und Landhäusern und seiner breiten Hauptstraße einen vornehmen Eindruck. Freilich, in den engen, alterthümlichen Seitengäßchen ist von Bornehmheit nichts zu bemerken, sie sind armelig, schmutzig und dunkel. — Früher war Sorrent ein ziemlich bedeutender Handelsplatz, das ist es heute nicht mehr, wenn auch die Ausfuhr von Orangen und Citronen, Oliven-Öl, Holzschmiedereien, Mosaiken und Seide noch immer sehr umfangreich ist.

Wer in den Hafen von Sorrent einfährt, dem bietet sich nicht nur ein unbeschreiblich schönes Landschaftsbild dar, sondern ihn umschmeicheln, namentlich im Frühling, auch die berausenden Düfte der blühenden Orangen-Bücher. Auf schroffen Felsen und amuthig angelehnt an der sanft ansteigenden Bergseite lugen die weißen Häuser aus den Orangen- und Limonen-Gärten hervor. Das silbergraue Laub der Oliven, die hohen Ulmen, die roth-flammenden Granat-Blüthen, die mit reifen Früchten behangene, breitblättrige Feige und die mächtigen Stachelblätter der Aloe bringen in das Bild eine amuthige Abwechslung und lassen dem Beschauer den ganzen Zauber und die ganze Gluth des Südens empfinden.

Die beiden tiefen Schluchten, die von den Bergen zum Meere hinabreichen und dort die Hafensbucht bilden, sind eine Sehenswürdigkeit Sorrent's. Sie sind überbrückt worden und bieten mit ihren dunkeln Gesteinsmassen und der Vegetation, die sich darin festgenistet hat, einen malerischen Anblick. Auch die eigenartigen Felsengrotten, die sich am hohen Ufer zwischen Sorrent und Metta hinziehen, sind sehenswerth; sie sind zwar nicht so umfangreich und weisen nicht die intensive Färbung auf, wie die blaue Grotte auf Capri, üben aber doch einen geheimnißvollen Zauber aus, wenn man in sie hineinfährt.

Man kann von Sorrent nicht sprechen, ohne Tasso zu erwähnen. Das Geburtshaus des unglücklichen Sängers des befreiten Jerusalem, sowie der Fels, auf dem es gestanden, sind ins Meer versunken. Dagegen wird in der Straße San Nicola der Palast Sersale gezeigt, der einst das Haus seiner Schwester Cornelia gewesen sein soll und in dem der fränke Dichter drei Jahre vor seinem Tode eine Zuflucht gefunden hat. Das Standbild Tasso's in Sorrent hat wenig künstlerischen Werth.

Redactions-Post.

Zweifelhafte in Brieg. — Es ist uns völlig unbegreiflich, wie ein so heftiger Streit um den Beginn des neuen Jahrhunderts entstehen konnte. Lassen Sie sich nicht irre machen, die Sache ist doch höchst einfach. Sie können Ihre Gegnerin sehr leicht überzeugen, wenn Sie neunzehnhundert einzelne Markstücke (Fünfzig thun's auch) nehmen und sie nach Hunderten abgetheilt hinlegen. Zählen Sie eins bis hundert = erstes Hundert, wieder eins bis hundert = zweites Hundert, und so fort, Sie werden sehen, daß Sie das letzte Hundert, — das neunzehnte, — nicht voll bekommen, wenn Sie bloß 99 Markstücke hinlegen. Also: das neue Jahrhundert beginnt mit dem ersten Januar des Jahres 1901!

Helene V. in Waidau. — Bis zum Jahre 1898, wo es zur Stadt erhoben wurde, war Schöneberg bei Berlin das größte Dorf in Deutschland, es zählte über 63 000 Einwohner. So weit wir ermitteln konnten, ist jetzt Altendorf bei Düsseldorf die größte Landgemeinde, es hatte bei der letzten Volkszählung 40 000 Einwohner und dürfte inzwischen noch gewachsen sein.

Frau v. St. in Neval. — Das Motto, welches Schiller dem Vieh von der Glocke vorangestellt hat, *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango* (die Lebenden rufe ich, die Todten beklage ich, die Blitze breche ich), hat er der Glocke im Ränkergeläut zu Schaffhausen entnommen. Die Glocke, — sie heißt die Schillerglocke, — ist jetzt nicht mehr in Gebrauch, sie wurde Ende des vorigen Jahres abgenommen, soll aber erhalten bleiben und im Kreuzgange des Münsters ihren Platz finden. Das *fulgura frango* darf Sie nicht wundern; in früheren Zeiten glaubte man allgemein, Gewitter durch Glockenläuten und Kanonenschüssen vertreiben zu können.

Frau v. M. in Straßburg. — Die rothe Farbe war seit den uraltesten Zeiten eine heilige Farbe. Die Götter der Alten wurden stets roth gemalt; selbst in der „Weltzeit Salomon's“ wird hierauf Bezug genommen. Die Götzenbilder der Indianer wurden gleichfalls roth bemalt, und auch bei ihnen war Roth die heilige Farbe. Bei den alten Aegyptern war Roth die vornehmste Farbe, sie unterschieden vier Menschenrassen, nämlich: rothe, gelbe, schwarze und weiße Menschen. Sie selber betrachteten sich als zum Stamme der rothen Menschen gehörig, die asiatischen Völker nannten sie gelbe Menschen. Selbst die Aegypter aus der späteren Blüthezeit ihres Reiches waren so eifrig bemalt, sich die „aristokratische Vornehmheit“ ihrer Hautfarbe zu erhalten, daß sie sich selber auf ihren Denkmälern mit „aethiother“ Haut darstellten.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Mama sagt, Du schickst mir eine bunte Postkarte, wenn ich Dir einen hübschen Brief schreibe, bitte thue es aber auch, ich habe schon 33 Postkarten in meinem Album, das hat mir Papa zum Geburtstag geschenkt. Morgen hat die Erbprinzessin Hochzeit, darum haben wir frei, und zum Mittag giebt es Hamlet. Hier ist ein großes Denkmal von Kaiser Wilhelm. Da kam ein Fackelzug vorbei, der ging vor das Haus von der Erbprinzessin, und alle elektrischen Bahnen mußten anhalten. Der mittlere auf dem Bild bin ich, und Kurt ist der kleine Dide, der kann noch nicht schreiben, er kommt erst Ostern in die Schule, und Hans ist der Größte von uns, aber er hat keine Lust an Dich zu schreiben, weil er gerne spielen möchte; ich mag gerne Briefe schreiben, ich habe an einem Tag schon mal zwei geschrieben. Kurt, Hans, Mama und Papa lassen grüßen.

Dein treuer Spag.
(eigentlich heiße ich Albrecht.)